Du

NUMMER 5 JULI 1941

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT FR. 2.50

UNIVERSITY OF ARIZONA LIBRARY

N 3 fD8

TONIC CLERFIX

Verlangen Sie beim Coiffeur eine TONIC-CLERFIX-Behandlung, die stumpfen und spröden Haaren für Wochen seidigen Glanz und natürliche Spannkraft geben wird. Jedesmal haben Sie Anspruch auf den ganzen Inhalt einer Tube. · TONIC CLERFIX ist ein neues Schweizer Produkt.

CLERMONT ET FOUET

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT

5. NUMMER 1. JAHRGANG JULI 1941

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor, Dr. Friedrich Witz, A. M. Marfurt. Modeteil: Frl. Charlotte Weber. Graphische Gestaltung: E. Schulthess, O. Schmitt. Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet. Ständige photographische Mitarbeiter: Paul Senn, Hans Staub. Weitere Photos von Lutz, Franz Schneider, Luzern und Presse-Diffusion.

Druck u. Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Telephon 5 17 90. Die Schweizerische Monatsschrift «Du» kostet im Abonnement jährlich Fr. 24.–, halbjährlich Fr. 13.50, vierteljährlich Fr. 7.–. Einzelheft Fr. 2.50. Auslandsabonnement: zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk. Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Zürich 4, Morgartenstr. 29. Insertionstarif auf Verlangen.

UNSER TITELBILD

Der in Genf geborene Waadtländer Maurice Barraud nennt sein Gemälde «La sieste». Er liebt es, die Menschen in der Entspannung, in der Hingabe an Licht und Wärme darzustellen, denn ihn selber zieht es dauernd in Luft und Sonne südlicher Landschaft. Spanien, Algerien, Tunis, Rom, Sizilien, das sind einige Stationen seiner Malerlaufbahn. Seit 1938 lebt der heute 52jährige in der Nähe von Cassis-sur-Mer in Südfrankreich.

AUS DEM INHALT

	Seite
In drei Kolonnen	2—3
Zwei unbekannte Pestalozzi-Bildnisse, farbige Reproduktionen	5—7
Kunst der Erwartung. Von Max Frisch	8—11
Ramuz und Hunziker	12—13
Angst im Zeitgesicht. Von Hans Ganz	14—15
Abessinische Malerei, mit farbigen Reproduktionen	16—19
Am Baldeggersee. Text von O. H. Lienert	20
Château de Chazeron. Oelgemälde von Niklaus Stoecklin	24
Wenn Puritaner jung sind. Roman von Albert Jakob Welti	25—36
Mode in Farbe, Strich und Wort	37—42
Die Grenze. Erzählung von K. P. Wieland	43—45
Bücher geben zu denken	46
Aus der Mappe eines ehemaligen Kriegsberichterstatters	48—49
Ein Filmbegeisterter und ein harmloser Herr	50—51
Stimmen bei Tisch. Von Max Pulver	52
Vom Knopf	53—54
Unser Schicksal «Du». Von Dr. K. Hackhofer	55
Träume und Räusche. Von Bernhard Diebold	56
Dankend erhalten	57—59
Mensch und Kosmos III	60—61
Die Operation	62

IN DREI KO

Tiere und Menschen sind kompromißlos, jene am untersten, diese am obersten Rand der menschlichen Entwicklungshalde. Des Wolfes Gier nach Fleisch voll warmen Blutes nimmt sich selbst vor dem verwundeten Bruder Wolf nicht zurück. Raupen und Käfer, ja sogar Schlangen, fressen sich selbst an. Geniale Erfinder und Forscher haben sogar die Selbstverstümmelung auf sich genommen, wenn Beweise erbracht werden sollten; aber auch vor der Vernichtung ganzer Erwerbsgruppen würden sie nicht haltmachen, um ihre Erfindungen auszuprobieren und durchzusetzen.

Wer Kompromisse macht, machen muß — und sie trotzdem mit gut gespielter Verachtung behandelt, ist der mittelmäßige Mensch, der Mensch der mittleren Masse. Ein stickiger Odem der Aechtung umweht den Kompromiß, heute mehr denn je. Und doch ist er ein findiger Geselle, der bereit wäre, das Seinige zum Glück der Menschheit beizutragen. Bei vielen Leuten ist der Kompromiß nur deshalb der Verachtung anheimgefallen, weil er oft mit einem scheußlichen Anhängsel behaftet auftrat, man hatte ihn wider seine beste Natur mit dem Unding namens «Lösung» behängt, und es hieß dann Kompromiß-Lösung. Dieser halbe Pleonasmus ist nun allerdings ein trauriges Wesen, es riecht stark nach Verschnitt, Verwässerung, Verdünnung.

Zur Ehrenrettung des Kompromisses muß ich nun wieder auf das Gesetz des sich vermindernden Ertrags hinweisen, das uns im Juniheft beschäftigte. Irgendwo auf dem Raketenflug des Erfolgs wandelt sich plötzlich die treibende Kraft in vernichtende um, vielleicht sogar erst knapp vor der Ankunft im Ziel. Der Kompromiß soll nun hauptsächlich dazu dienen, die gefährliche Dichte des Erfolgs abzuschwächen. Aber er darf nicht zur Kompromiß-Lösung werden, er darf nicht bei der abschwächenden Wirkung stehenbleiben, sondern muß im Endeffekt sogar neue Verdichtung in einer andern Richtung bringen.

Aus Erfahrungen, die in Ländern mit staatlich gelenkter Wirtschaft gewonnen werden, bildet sich die Ueberzeugung des in die Zukunft Schauenden, daß auch die übermäßige staatliche Lenkung wieder weitgehend zurückzunehmen ist. Denn es darf ja nicht zu einer Zermürbung, zur Resignation der kulturtragenden Teile eines Volkes kommen, etwa in dem Sinne: «Was nützt mich mein ganzes Streben, ich habe ja doch nichts vom Mehr-Ertrag.» Das Ergebnis dieser Opfermüdigkeit wäre Abstieg, als Preis für den Aufstieg der untersten Schichten, die bisher noch keine «Chance» hatten. Denn, daß sich schließlich aus den emporstrebenden Schichten doch wieder eine Kaste unabhängiger, bestimmender und repräsentierender Menschen bilden würde, durch Druck oder aus der Leistung heraus, wäre unvermeidlich. Und man wäre wieder am Anfang angelangt.

Da wir dieses unnütze Schaukelspiel nicht wünschen können, weil dabei viel wertvolles Holz in die Brüche gehen würde, soll der heiltätige Kompromiß schon frühzeitig eingesetzt werden. Wenn es heute zum Beispiel große Kreise gibt, die durchaus damit einverstanden sind, daß industrielle Gewinne über ein Mindestmaß hinaus dem Staat in Form von Steuern abzuliefern sind, möchte ich den Kompromiß empfehlen. Man kennt die Schneeball-Wirkungsweise der staatlichen «Anteilnahme». Je mehr Geld der Staat zu verwalten hat, desto größer werden der Beamtenapparat und der Kompetenzbereich, und umgekehrt. Der Kompromiß würde nun darin bestehen, daß der über das lebensnotwendige Minimum hinausgehende Gewinn nicht direkt als Steuern dem Staat, sondern als Gewinnbeteiligung den Angestellten und Arbeitern zufließt, um deren Kauf- und Steuerkraft zu erhöhen.

Auch das «Freie Bahn dem Tüchtigen» wäre ein überaus wichtiger aufbauender Kompromiß. Es ist die schönste Evolutionsmöglichkeit für die unteren Schichten, Revolution und kopfabhauende Gleichmacherei werden vermieden. Hier muß unser Land unbedingt neue Wege suchen, muß mit der gemütlich bewitzelten Vetterliwirtschaft rücksichtslos aufräumen. Es sollte ein Gremium geschaffen werden, das auf Grund neuester Erkenntnisse und ohne Anschauen der sozialen Stellung ihrer Eltern die begabten jungen Schweizer aus der Masse herauszieht und ihnen alle Türen öffnet, diejenige zum Wissen, die zur Gesundheit, die zur Persönlichkeit. — Die Kompromiß-Lösung ist tot, es lebe der Kompromiß!

C. W. Kellenberger

Der Sommer ist da! Er hat etwas Sauberes, Frisches, Appetitliches. Immer hat man mit Wasser zu tun; man badet und rudert. Auch wir Frauen rücken an in duftigen Waschkleidern und frischgebügelten Blusen (was haben doch die Männer vor uns voraus mit ihren ewig frisch-aussehenden Herrenhemden und saubern Kragen jahraus, jahrein!). Es hat etwas zu bedeuten, dieses Streben nach Reinlichkeit und Wasser, nach Sauber-aussehen und Sich-sauber-fühlen. Es mag wohl seinen tiefern Grund haben in der Sehnsucht nach Sauberkeit des ‚inwendigen' Menschen. Doch weil diese letztere Sorte gar oft lästig und unbequem scheint, fängt manch einer vorläufig von ‚außen' her damit an.

Doch niemand ist sauberer und gründlicher als jene Waschfrau in Ascona. Ich saß auf einer Bank am Miniatur-Quai und schaute zu, wie sie am untern Ende der kleinen Treppe emsig hantierte und Hotelwäsche besorgte. Stück um Stück kam dran, wurde auf dem Waschbrett gehörig eingeseift, mit einer groben Fegbürste robust gebürstet und zuletzt im See gespült. Dann aber kam der überraschende Schluß: vor dem Weggehen wurde sogar das längst saubere Waschbrett von hinten und von vorn eingeseift und gebürstet und zuallerletzt — das eigene Gesicht! Jawohl, mit der gleichen, groben Fegbürste! Geradezu symbolisch kommt mir dieser letzte Akt vor: das *eigene* Gesicht mit der *gleichen* Bürste zu fegen wie anderer Leute ‚Wäsche' . . .

Die richtige Sommerferien-Stimmung kann allerdings dieses Jahr unmöglich aufkommen. Denn man weiß von zu viel Not und Herzeleid. Eigentlich wollte man diesmal freudig auf seine Ferien verzichten, wenn damit geholfen wäre. Aber dem ist nicht so, im Gegenteil. Es ist bestimmt für alle von Gutem, wenn stadt- und arbeitsmüde Menschen ausziehen aufs Land oder in die Berge, um zu sonnenbädlen und zu faulenzen, zu picknicken und zu kraxeln, und wenn sie alle bewußter und dankbarer als je zuvor die Schönheiten der geliebten Heimat erleben.

Auch unsere städtischen Postbüros bekommen die rucksäckelnden Wanderer und florahaschenden Feriengenüßler zu spüren. Denn zu Tausenden kommen sie hergeflogen, die Ferien-Ansichtskarten aus dem ganzen Land. Es ist aber auch unglaublich, was so eine Ferienkarte für Wunder wirken kann! Sie überwindet Hindernisse, baut Brücken, erneut alte Freundschaften, weckt frohe Erinnerungen, erfreut jederzeit und überall. Und all dies nur mit ein paar herzlichen Worten «aus den Ferien». Und erst die Blumenschachteln! Wenn auch die eine oder andere vor lauter Absender-Liebe etwas zu naß verpackt und deshalb bedenklich eingetütscht worden ist auf der langen Reise: die lieblichen Polsterpflänzli, die Steinbrech, die struppigen «alten Mannen», die vanilleduftenden Männertreu (und wie sie alle heißen, die auf 2000 Meter Höhe liebevoll gesammelten Alpenblumen) erfreuen und beglücken, wo immer sie hinkommen in der ‚Niederung'. Denn rot und froh leuchten die Alpenrosen am Stubenfenster der Alten und innig blau die sorgsam auf den Tellerrand hingebetteten Enzianen auf dem Nachttisch des Krankenzimmers.

Ja, apropos, die bachab-gegangene zürcherische kantonale Altersversicherung! Möchten doch all die Pro und die Kontra, die schon heute etwas tun wollen in dieser guten Sache, ihr Gewissen entlasten via die Stiftung «Für das Alter». Drum bitte, hilfsbereiter «Du»-Leser, sofort zur Post damit, solange der gute Vorsatz noch sommerlich warm ist!

Oh, diese herrlich-langen Tage, diese hellen Sommerabende! Nicht nur lang und hell infolge der willkürlich angehängten Sommerzeit-Extrastunde (die allerdings von Kühen und Güggeln und natürlich auch von meinem Kanarienvogel «Hänsi» ganz einfach nicht akzeptiert worden ist!), nein, auch lang, weil's der Kalender so vorschreibt. Doch besagt nicht auch eben-derselbige Kalender, daß wir vor kurzem schon den längsten Tag überschritten haben? «Wirket, solange es Tag ist», heißt's irgendwo, und *hell* bleibt der ‚Tag' dessen, der im Wirken für *andere* die Nacht der Selbstsucht nie über sich hereinbrechen läßt.

Olga Nievergelt

LONNEN

«LA BRISE». Diese Skulptur aus grünlichem Muschelkalk wurde vor kurzem am Quai des Eaux-Vives in Genf aufgestellt. Sie ist ein Werk des in Genf lebenden Thurgauer Bildhauers Henri König.

Dulce est pro patria mori — o Lateinisch! Ein Sprüchlein, eine freundliche Erinnerung für die Herren Doctores aller Schattierungen, ein Pröbchen aus der Wissens- und Bildungswelt, der man angehört. Was aber die heute grad strebsamen Gimmeler betrifft, mögen sie nähertreten und mir den Satzgegenstand heraussuchen samt der dazugehörigen Aussage, damit Sinn und Bau des Ganzen ihnen aufgehen. Schon sind die Gescheiten so weit, und ich kann nun alle andern verehrten Leser bitten, die Un-Lateiner, Vaterlandsgenossen, Lebensleider, strebsamen Helvetier, bitte, vertrauen Sie meiner Sprachführerei sich für eine Kolonne lang an.

Pro patria, pro helvetia, pro juventute, pro senectute, pro Indemini. Wir treiben's pro-tzig! Für die Jugend, für das Alter, für Indemini, für, für. Die Für-Sorge wirft hohe Wellen. Fürs Vaterland aber sagen die Welschen la patrie, wie jeder weiß und pro patria heißt — ? Fürs Vaterland! Da haben wir schon das Mittelstück. Was nun? Halten wir uns ans nächste: est, was ist est? C'est la vie, sagte die Marie und ça y est. Ob Sie's glauben oder nicht: Est ist ist, nur, bitte, buchstäblich nehmen und aussprechen e-s-t.

Was ist? Dulce est. Was ist dulce? Wissen Sie nicht!? Nachdenken, bitte! Arbeiten, bitte! Rauh ist die Zeit und vorbei jenes Nichts, das als «Dolce far niente» Sie einst begeisterte, der Zucker schwindet auch, la douceur nimmt ab — oh! la douce France — dulce aber, Sie haben's heraus, bedeutet? — Süß!

Was ist süß? Mori, mori? Die Mohren ... Mohren ... Mohrenköpfe vielleicht. Süß sind im Vaterland die Mohrenk ... nein! Est — Einzahl, bitte. Wo soll das leere Raten hinführen, welche Abwege, meine kinobesuchenden Zeitgenossen? Quo vadis — morituri te salutant — jawohl, hier hat der Hund ins Kraut gebissen. Mori — Ihr habt's — sterben heißt's.

Wir sind soweit: Süß ist's, fürs Vaterland zu sterben oder, im Zeichen immer des schwindenden Zuckers: Milde schmeckt der Tod fürs Vaterland! Ein Satz wie ein anderer, unverbindliches, grammatikalisch verfilztes, staubiges Wörtleingewebe! Er knisterte vor Alter, der Satz, und war wie ein ausgetrocknetes Rinnsal, drin nie ein Wässerlein mehr fließen würde oder sollte — heute aber, plötzlich und überraschend, ergießt ein Strom lebendigen Sinns sich durch das Rinnsal, denn es wird nach dem Sätzlein heute gelebt oder vielmehr gestorben, es wird gehorcht und wird, wie die Grammatikstunde es nicht ahnen konnte, für Vaterländer gestorben.

Fällt nicht das Staunen uns an über diese Vaterländer oder über unser Vaterland? Was ist denn so ein Vaterland, vor welchem der Tod seine Bitternis verlieren und ein mildes Gehaben annehmen soll? Müssen wir nicht übers Vaterland nochmals nachdenken und in weit strahlenderem Lichte es sehen, als wir gemeinhin dies tun?

Eins ist sicher: es geht da nicht ums Vaterland der politischen Parteien, nicht ums Vaterland der politischen Rechte, nicht um die Stätten des Komforts, des Wohlergehens, des gesicherten Einkommens, der Feste oder der SBB., es geht nicht ums Vaterland der Naturwunder, der Geschäfte oder der saubern Städte, jenseits aller dieser Dinge macht ein anderes, Größeres erst das Vaterland wirklich zum Vaterland. Dieses vielleicht: Jeder von uns möchte nach seines Herzens geheimen Wünschen mehr sein, als er ist, möchte größer sein, schöner sein, klüger sein, mächtiger sein, möchte länger dauern, als er dauert, Besseres leisten, als er leistet, aber ach, es reicht das Leben nicht aus. Immer ist Beschränkung und Bescheidung um uns. In der größern Ordnung des Vaterlandes aber, von gleichgeordneten Eidgenossen neben mir und nach mir, darf ich denken, wird all das vielleicht getan, was ich selber nicht zu tun vermag. In der Ordnung des Vaterlandes mögen meine Kinder, meine Freunde oder Schüler, meine Mitarbeiter oder Kameraden das Größere schaffen und mein Gedächtnis dabei nicht umkommen lassen. Herkunft und Nachkommen machen aus unserm Leben etwas Größeres als unser kurzes, höchst eigenhändiges Dasein es darstellt, Herkunft und Nachkommen stellen uns über uns selbst, Herkunft und Nachkommen aber ruhen sozusagen in den starken Armen des Vaterlandes, von dessen größern Gedanken, ja von dessen größern Taten jeder ein Teil für sich beanspruchen darf, wenn anders er diesem Vaterland in der Stunde der Gefahr ganz gehört, daß er's zu erfühlen, daß er's zu erfüllen vermag: Milde schmeckt der Tod fürs Vaterland.

Kaspar Kostbar

P F E R D E

zwei unbekannte Pestalozzi-Bildnisse

Zu den beiden Farben-Reproduktionen auf den Seiten 6 und 7

«Freund, versuchen Sie Ihre Kunst nun am Schönen; am Verunstalteten verschwendet die Kunst ihre Kräfte umsonst».... Diese Worte schrieb Pestalozzi im Jahre 1818 eigenhändig unter die Zeichnung, die der Livländer Hippius von ihm angefertigt hatte. Um seiner Schönheit willen ist Pestalozzi nie porträtiert worden; es sei denn um jener Schönheit willen, die Edelmut und Gedankentiefe dem Gesicht aufprägen.

Das früheste Bildnis, das wir von Pestalozzi besitzen, dürfte im Zusammenhang mit Lavaters physiognomischen Studien entstanden sein. Es zeigt «Heinrich Pestaluz im Berngebieth» — zur Zeit, da er die Güter auf dem Birrfeld erwirbt — in der Profilzeichnung, die von Lavater so sehr bevorzugt wurde, weil sie seinen Deutungen am zugänglichsten war. Später hat Diogg Pestalozzi als Verfasser von «Lienhard und Gertrud» gemalt. Der eigentliche Pestalozzimaler aber ist G. F. A. Schöner geworden, der als Schüler von Graff in Dresden und von David in Paris nach Burgdorf kam und dort und in Yverdon Pestalozzi in der Vielgestaltigkeit seines Seelenlebens zu erfassen und darzustellen wußte. Ihm verdanken wir jene Bilder, die bald höchste Konzentration, dann wieder tiefste Verzweiflung oder reinste innere Schau erkennen lassen.

Die Bilder, die hier vorliegen, stammen von einem unbekannten Maler und gehören offenbar einer späteren Zeit an. Sie zeigen, wie mir scheint, Pestalozzi in den letzten Jahren seiner Yverdoner Zeit. Das Leid hat seine Furchen noch tiefer gegraben, aber es hat den starken Willen nicht zu brechen vermocht. Das Auge blickt klar und energisch, und der Mund ist zur eindringlichen Rede noch immer bereit. Er wird unbestechlich die Wahrheit verkünden, die ein Leben voll reicher Erfahrung und tiefer Schau im Geiste dieses Mannes reifen ließ. Es kann der Pestalozzi von 1815 sein, der nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft, da Europa neu aufgebaut werden soll, das Wort prägt, daß der Mensch nur von Herz zu Herz zur Menschlichkeit und Menschenwürde gebildet werden könne. Das Bild weist auf jenen Pestalozzi hin, der nach dem Zusammenbruch seiner Anstalt in Yverdon nach dem Neuhof zurückkehrt, als Achtzigjähriger bereit, auf seinem Landgut für die arme Jugend eine Industrieschule zu errichten. Es zeigt etwas von jenem Pestalozzi, der, erfüllt vom Reichtum seiner Gedanken, noch schreibt, da schon längst keine Tinte mehr in seiner Feder fließt.

H. Stettbacher

HEINRICH PESTALOZZI

Oelbild, auf Holz gemalt, von unbekanntem Maler, im Besitze eines Antiquars.

HEINRICH PESTALOZZI

Oelbild eines unbekannten Malers, im Besitze von Herrn Prof. Dr. W. Klinke, Zürich.

KUNST DER ERWARTUNG

Anmerkungen eines Architekten – Von Max Frisch

Ein Vergnügen erwarten, meint Lessing einmal, sei auch ein Vergnügen. Oft ist es das größere, reichere, tiefere . . .

Sehnsucht ist unser bester Teil.

Es gibt, suchen wir nicht allzu weit, ganze Bekenntnisse, die aus dieser Einsicht heraufblühen. Sie lehren und üben über alles: Kunst des Verzichtes, Kunst der Erwartung. Sie verlegen unser ganzes Leben, jenes nämlich, das ihnen einzig lebenswert erscheint, ins Unerreichbare hinaus: ins Jenseits, ins Reich der Sehnsucht, auch Himmel genannt . . . Es ist albern, wenn man den Gläubigen darüber verhöhnt, daß unsere Erde, die wirkliche, ganz anders als himmlisch aussehe; es ist ja nicht der Sinn einer Sehnsucht, daß sie sich erfülle; das Ewige, das unser letztes Verlangen ist, liegt im Unerfüllbaren.

Sehnsucht macht uns der Flamme verwandt, die allerenden, wie immer der Wind sie auch peitscht, aufwärts mündet. Wozu sollte der Himmel herabfallen?

Zwar lehrte man uns, daß es einmal geschehen werde. Was aber dann, wenn das geschehen ist, weiterhin kommen soll, das sagt uns niemand. Es wäre das Ende, nämlich die Erfüllung.

Es wäre der Tod.

Wir leben aus Spannung zwischen Himmel und Erde, Funke zwischen den Polen. Wo es nicht ausreicht, fallen wir ab und verkohlen. Andre zerreißt es in Wahnsinn. Aus Zwiespalt sind wir geboren. In alles, was uns gelingt, gebären wir Zwiespalt hinein, der das Leben erhält, das große und ewige, das in Vergängnissen blüht und sich am eignen Blitze entzündet, immerzu.

Kunst der Erwartung, wer kennt sie denn, wenn nicht die Liebenden? Sie, die es durch Felder und Wälder tragen, solange es geht, Wochen und Sommer, jahrelang gehen sie hin, Arm in Arm und immer auf dem seligen, grenzenlos seligen Gefälle der Erwartung. Wo mündet es hin? In Erfüllung oder Verzicht —, einerlei.

«Wir sind allzumal Epikureer», läßt Georg Büchner, der Dichter, seinen Danton sagen: «Nur gröbere oder feinere. Christus war einer der feinsten.»

Das ist ein ketzerisches Wort. Eine Wahrheit, wenn auch nicht eine ganze, steckt immerhin darin, und daß der Genuß noch nicht das Leben ist, das wußte Büchner auch, so jung er starb. Was er aber meint: auch der Verzicht ist eine Form des Genusses. Und wie das? Er läßt ihn in der Schwebe. Er löst ihn nicht ein. Er läßt ihm den Schein des Unvergänglichen. Es ist die eigentliche, die asketische Form der Ausschweifung.

Ach, in den Armen hab' ich sie alle verloren,
Du nur, Du wirst immer wieder geboren:
weil ich niemals Dich anhielt, halt' ich Dich fest.

So sagt es Rilke, einer der Feinsten.

Sehnsucht, wenn sie echt ist, hat durchaus das Gefälle zum Tod. Sie hat es im gleichen Maße, als sie stark und gesund ist. Sie drängt, sie zwingt zur Erfüllung: wider alles bessere Wissen, daß die Erfüllung immer ein Ende ist, eine abgetragene Erwartung, eine Entleerung, ein inwendiger Verbrauch, ein Verschleiß an Hoffnung, eine Handvoll Tod. —

Das ist die Melancholie jeder Erfüllung.

Ein Mensch, der am Ziel seines größten Strebens steht, findet sich immer in einer peinlichen Lage. Meistens umstellt ihn ein Fest, eine planvolle Fröhlichkeit; Herren im Smoking, Damen in Seide, sie schütteln ihm die Hand, und es riecht nach Blumen, die an Kränze erinnern. Es gibt dreierlei Wege in dieser Stunde der großen Erfüllung. Er versucht, die Fröhlichkeit mitzumachen, die gerade ihm nicht ganz gelingt; er ist bestenfalls ausgelassen: er könnte zum Beispiel einen Zweig nehmen und sämtliche Gläser, die auf dem glänzenden Tisch stehen, der Reihe nach herunterpeitschen. So ausgelassen ist ihm zumute, so erfüllt vom Gefühl, man müßte Freude haben; er weiß nicht ganz, woher es plötzlich kommt, das Gefühl dieser Leere. Oder das andere: Er verzichtet auf den Krampf. Er sitzt manierlich am Tisch und schweigt, er hört und nickt, und groß sitzt die Melancholie, wie ein unerwarteter Gast von der Straße. Mögen sie es ihm als Bescheidenheit deuten! Im Grunde ist es fürchterlich, so aufrecht er dasitzt; er könnte sich wortlos besaufen, hinausgehen, sich rücklings ins Gras legen. Oder es bleibt noch das dritte, das Schönste. Wenn er eine starke und junge Natur ist, reizt ihn gerade die Leere der festlichen Stunde; neue Ziele, ganz andere, tauchen herauf. Er wollte, er könnte an die Arbeit. Es ist ihm, als wisse er jetzt erst, was er all die Jahre eigentlich wollte. Jetzt erst beginnt seine Aufgabe! So schreitet er weiter: immer in die nächste Sehnsucht. In keiner Erfüllung gibt es ein Bleiben, nicht einmal in der echten und lügenlosen, hier sogar am wenigsten.

Er schreitet weiter . . . wie Don Quichotte, der von Abenteuer zu Abenteuer reitet, wie Don Juan, der von Frau zu Frau geht. Vergängnis des Lebens, die er erlebt, treibt ihn dazu. Alles ist auf ein laufendes Band gestellt, Abenteuer um Abenteuer, Erfüllung um Erfüllung, alles nimmt es weg, und hinter jeder Erfüllung folgt Leere, folgt laufendes Band voller Leere. So wirft er Erfüllung auf Erfüllung: damit er das Entschwinden nicht sehe. Nicht anders als der Asket, der nichts auf das laufende Band stellt, überhaupt nichts: damit er das Entschwinden nicht sehe.

Beide sind Brüder eines Grauens.

Ein Bild, wie man es oft in unseren Gegenden trifft. Es sind Stellen, wo man gerne verweilt. Im Sommer ist es ein grüner Schleier von flimmerndem Laub, im Herbst ein goldenes Gitter von Zweigen. Dahinter die Bläue. Andere Stellen gibt es, wo keine Bäume vor der Aussicht stehen, wo nur die Weite ist und das Sonderbare, daß die Weite weniger weit wirkt, plötzlich, obschon sie nun ganz offen und schrankenlos steht. Am Ende sind es ja gerade die Bäume, die die Ferne erst fern machen und weit, von innen heraus weit, voll Geheimnis und Sehnsucht. Man möchte dahinterkommen.

•

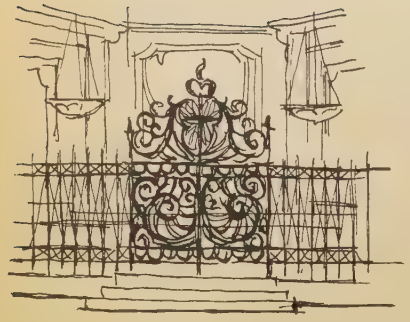
Man spricht von guten und schlechten Schaufenstern. Ein gutes, was zeigt es zum Beispiel? Einen Hut, einen einzigen, oder eine Wolljacke, eine einzige. Jedenfalls nicht den ganzen Vorrat. Nicht um dessentwillen, was sie sehen, sondern um dessentwillen, was sie gerade nicht sehen, kommen die Damen in den Laden. Je mehr einer auftürmt, um so ärmlicher wirkt sein Laden. Das machen nur die namenlosen Käufer in der Vorstadt, dort, wo man nach Bedürfnissen kauft, nicht nach Reizen . . .

Das Rätsel der Langweile, sagt Voltaire, ist die Vollständigkeit. Auch ein gutes Buch, zum Beispiel, sagt nicht alles, was sein Verfasser an Gedanken hat, sondern immer nur das, was den Leser dahin zwingt, daß er das Entscheidende selber denkt. Es läßt ihm wenigstens den Eindruck, daß er es selber denkt, es selber erfaßt. Nur so begeistert es ihn. Nur so erlebt er es und kann es wirklich annehmen, auch das Unangenehme; nur so befruchtet es ihn. Wer einem Leser alles sagt, sagt ihm nichts. Nur der mittlere Wissenschafter tut das. Sein Ziel ist nicht das Wesentliche, sondern das Vollständige, und die Langweile, die sich nach dem Voltaireschen Gesetz daraus ergibt, hält er bereits für ein Zeichen der Wahrheit.

•

Ein Glas voll Wein —, herrlich, ein kleines Fest, vielleicht auch zwei oder drei —. Ich erinnere mich, wie wir einmal Wein abfüllten, nur ein kleines Faß; da standen nun ganze Kessel voll roten Wein, sauber, durchaus sauber, aber zum Erbrechen. Es war der gleiche Wein, der auf dem festlichen Tisch immer eine duftende Weihe hat, zum Hineinspucken ekelhaft . . . Es war der gleiche Stoff: nur fehlte ihm das Maß.

•



Es mag verletzen, was alles wir auf die gleiche Stufe stellen, ein Schaufenster, ein Chorgitter. Wir stellen es aber nicht auf die gleiche Stufe, nur in die gleiche Richtung. Kunst der Erwartung, Kunst des Geheimnisses: das eine Mal zum Zweck eines Geschäftes, das andere Mal zum Zweck einer gottesdienstlichen Weihe. Es ist die gleiche Seele, die in beiden Räumen lebt, im Alltäglichen wie im Erhabenen. Hier ist es nicht ein Schleier aus grünem Laub, sondern ein Schleier aus Schmiedeisen, der die Ferne erst fern macht und ihr die Weihe des Geheimnisses gibt. Was bliebe vom Chor, wenn uns das Gitter nicht trennte? Dort siedeln wir die Weihe an, wo wir nicht sind.

Das wissen auch die Architekten.

•

Erhöhung der Anmut eben durch Verschleierung, ein alterprobtes Mittel weiblicher Strategie . . . man macht ein Geheimnis aus sich, solange es geht.

Hinab bis zum Mittel der Laune.

Ich erinnere mich an türkische Mädchen, jene, die noch den schwarzen Schleier tragen. Zum Beispiel in Serbien. Mitten auf einsamer Landstraße begegnen sie uns, ihre Ziegen treibend, schwarz wie wandelnde Schatten, Schemen ihres weiblichen Geheimnisses. Nichts könnte uns stärker zwingen, ihnen nachzusehen. Man sieht einzig ihre Hände, auch das nur, solange sie nicht verheiratet sind. Oder es sei denn, daß ein Wind kommt und ihren schwarzen Schleier für Augenblicke hebt: ein halbes Kinn, ein Nacken, das ist alles, und es ist aufreizender als alles Leben und Treiben in den Meerbädern —. Warum das? Es sind immer die Halbschlauen, die den Teufel, nämlich die Aufreizung, in den kecken Enthüllungen suchen; vielleicht die eigentlich Ueberreizten, die die Kunst der Verhüllung, sei es auch nur im Denken, auf eine Spitze getrieben haben, wo nichts mehr auszuhalten ist... nicht einmal die Natur . . . alle Natur sehen sie vom Teufel unterzeichnet.

Das ist die Blasphemie der Moralisten.

Was macht die sogenannte Tänzerin in einem Kabarett? Sie zeigt sich fast gänzlich enthüllt. Nur daß sie es nicht gänzlich ist, das macht ihr Kabarett voll. Koketterie der Scham. Gerade auf das, was man nicht sehen soll, weist sie mit der überspitzen Betonung ihrer lächerlichen Verhüllung, die nicht fehlen darf. Weil die Polizei es verbietet? Weil sie, gerade diese Ueberreste von Verhüllung, das peinliche Nacktsein unterstreichen. Im Halben ihrer Enthüllung, nicht in der Enthüllung, wohnt der Teufel . . . wie überhaupt in allem Halben . . . Es gibt Schulen, wo man Akt zeichnet, also einen gänzlich enthüllten Körper, und man trifft Leute genug, die sich nicht vorstellen können, daß dies in einer kühlen, durchaus beschwingten, aber klaren und unschwülen Luft geschieht, ohne knisternde Begierden, ohne lüsterne Spannungen:

Weil das Geheimnis der Verschleierung fehlt.

In den serbischen Dörfern, wo wir jene Verhüllten getroffen haben, gibt es auch die sogenannten Brautfensterchen. Fenster mit einem hölzernen Gitter davor. Es ist nichts anderes als eine architektonische Uebersetzung vom Schleier, damit der Türkenbursch, der auf der Straße unten steht und mit dem Mädchen spricht, nachdem er sie mit gespickten Steinchen gerufen hat, ihr Gesicht nicht erblicken kann. Er hört ihre Stimme, ihr Lachen; ihre Mienen mag er sich denken, ihre Schönheit sich träumen. Sie erblickt ihn wohl. So plaudern sie abendelang, wochenlang, bis er sich ein Herz faßt und sie auf den sonntäglichen Hochzeitsmarkt fordert. Hier nun, unter einer Allee, bummeln sie hin und her, Burschen und Mädchen des

ganzen Dorfes, die heiraten wollen. Und hier, nirgends sonst, dürfen sie den Schleier lüften, damit er sie für eine Stunde sehe. Nachher aber, die ganze Woche, fällt wieder der Schleier vor ihr Gesicht. Man läßt die Sehnsucht wieder wachsen: hinter Gittern, Schleiern, Geboten. Man läßt sie hungern, wie Hunde vor der Jagd.

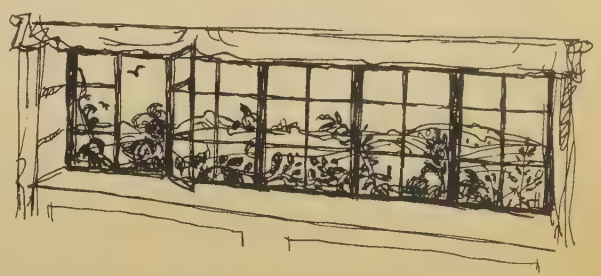
Was heißt das alles?

•

Anlaß zu unserer kunterbunten Betrachtung war der kleine Kampf mit einer Bauherrin, die keine Sprossen an ihren Fenstern will. Kein Gitter, sagt sie, keine zerschnittene Aussicht. Auch alle ihre Bekannten fanden das. Und kein Zweifel, daß die meisten zustimmen würden; wir leben nun einmal in einer Zeit des Massenhaften, nicht des Maßes. Es verrät sich in allem. Man will doch, wenn man schon ein Landhaus baut, eine schöne Aussicht. Und der Architekt will das nicht? Es fragt sich nur, was eine schöne Aussicht ist —.

Eine möglichst schrankenlose?

Neulich, auf einem Bummel, kamen wir in eine Bauernstube, wie man sie überall in unserem Lande findet . . . Draußen gackern die Hühner in den langen Nachmittag, Sonne fällt durch eine Reihe ziemlich kleiner Fenster. Man sitzt bei Käse und Most, voraussichtlich, beim Gesumm einer vereinsamten Fliege, und draußen sieht man das grüne Land, weit und hügelwogend . . . Man sieht es durch ein Fenster, das wirklich ein Fenster ist; das heißt: eine durchbrochene Wand. Aber Wand, immer noch Wand, die den Innenraum wahrt. Nicht einfach ein Loch. Das machen unter anderem die feinen Sprossen. Man ist daheim. Man sitzt nicht in einer Glasglocke, wo man, sobald es draußen regnet und wettert, heimgehen möchte und mit Unbehagen entdeckt, daß das ja, diese Glasglocke, unser Heim sein soll. Man sieht auch die Berge, vielleicht nicht auf den ersten Blick, wenn man die Stube betritt; man sieht sie durch das feine Gitter der Sprossen, durch einen Schleier von Gewächs, von Kapuziner und Geschlingel der Reben . . . oft noch zwischen den Obstbäumen . . . plötzlich, wie von einem Engel gestreift, leuchtet die Stunde voll innerer Weite, voll Weihe des Geheimnisses, voll Zauber der Beschränkung, voll Weite der Ahnung und Erwartung, die uns beschwingt!



Weil sie nicht alles sagt.

Man könnte die Beispiele mehren . . . man kennt das alte Herrschaftshaus, das hinter Parkbäumen steht, nicht vorne am Ufer; es sieht die Weite durch den Schleier der Bäume, durch Ausschnitte des Parkes, und das Vornehme hängt nicht am glitzernden Leuchter, sondern daran, wie es zum Beispiel mit seiner Aussicht umgeht; man spürt Haltung und Zucht, ein Gefühl für Werte und Maß, das Zeichen menschlichen Geistes, das Wappen seelischen Adels . . . Oft genug mit Mäßigkeit verwechselt . . . Nichts verleidet so sicher wie das sogenannte Großartige, das Schrankenlose, die Aussicht, die alles sagt. Was bleibt, ist die Protzerei vor dem werten Besuch, der schon auf der Schwelle in Staunen ausbricht. Selber ist man stumpf. Vor Ausschweifung des täglichen Blickes. Man läßt sich um seine Aussicht beneiden; als letzter Genuß, der davon noch möglich ist. Wer sich verblüffen läßt, muß selber verblüffen. Vielleicht aus Selbstbehauptung. Immer den ganzen Alpenkranz! Nur weil man einmal so begeistert war, als man auf Parsenn stand, oder noch etwas höher. War man begeistert? Oder fühlte man nur, daß Begeisterung am Platze wäre, gewissermaßen aus Anstand gegenüber der Natur und der Verkehrswerbung? Eine leise Verwechslung, die vielleicht öfter vorkommt als die wirkliche Begeisterung. Dann trägt man das, was für eine Stunde oder ein Wochenende großartig sein konnte, in ganz andere Umstände: ins tägliche Wohnen . . .

Man tötet es in täglicher Erfüllung.

Man trinkt den Wein aus Gelten.

Man reißt alle Schleier herab.

Es fehlt jeder Takt gegenüber der eignen Seele, jeder Ansatz zu wirklichem Stil. Es fehlt das Maß, die Stufung, die Beschränkung, die heilsame Möglichkeit, mehr oder weniger anzusehen, je nach innerem Vermögen. Es fehlt die Haltung, die Oekonomie des inneren Lebens. Immer da zeigt sich der Hang zum Massenhaften. Es fehlt die Erinnerung an all das, wovon die eigene Seele lebt . . . Ob wir es nun Erwartung nennen, Ahnung, Geheimnis, Sehnsucht, es geht nicht um die Wörter, so wenig wie um die Sprossen oder einen andern Gegenstand, der uns beschäftigen mag: sei es der Garten oder die Möbel oder ganze Städte, die gleichsam das Antlitz eines Volkes zeigen —.

Davon ein andermal.

Alles Sagbare bleibt nur ein Beispiel.

•

Il y a presque toujours conflit entre l'auteur d'un texte et celui des illustrations.

Ce conflit n'est pas nécessairement d'ordre «esthétique» et je n'envisage pas ici un conflit de cette espèce ; je n'ai en vue que cet autre conflit qui résulte simplement de ce que l'écrivain et le peintre ont chacun dans l'esprit ses propres personnages et son propre décor.

Durent-ils même, par chance, travailler dans les mêmes lieux et avec les mêmes modèles, il n'en reste pas moins que leur vision diffère et que leur monde intérieur ne se superpose pas de la même façon au monde extérieur.

Il n'y a donc presque jamais rencontre, mais il peut y avoir parallélisme. Il peut heureusement se faire que les deux façons de voir et de sentir, tout en restant différentes, non seulement ne s'opposent pas, mais se complètent l'une l'autre.

Est-ce qu'on ne peut pas dire que c'est le cas de cette édition [redacted] de Terre du Ciel illustrée par Max Hunziker?

C.F. Ramuz

Es gibt besonders schön gebundene Bücher, mit denen man behutsamer umgeht als mit andern. Die Achtung vor der buchbinderischen Leistung drängt sich einem in die Fingerspitzen und verpflichtet die Hände zu ehrerbietigem Zartsein. Nur von Büchern ist hier die Rede, deren innerer Wert alle berufseifrige Hingabe des Buchbinders rechtfertigt. Viel heikler noch ist die Wechselbeziehung von Buchtext und Buchillustration. Hier einwandfrei und überzeugend gute Bindungen zu schaffen, setzt ein ausgebildetes Feingefühl für geistige Gleichgewichtsfragen voraus. Wir verweisen hier auf einen Einzelfall, der uns in mehrfacher Hinsicht wohlgeraten und erfreulich erscheint: auf das unter der Obhut von André Gonin, dem Lausanner Verleger, und Dr. L. Grosclaude, einem in Zürich lebenden Auslandschweizer, entstandene Buch «Terre du Ciel» von C. F. Ramuz mit ein- und mehrfarbigen Aquatintablättern des Zürcher Künstlers Max Hunziker. (Eines dieser Blätter ist nebenstehend wiedergegeben.) Des Waadtländers Ramuz phantasievolle Erzählung — er schrieb sie erstmals 1921 — worin wir nachlesen können, wie ein ganzes Dorf mit allen Leuten, die je darin gelebt, geliebt, geduldet und gearbeitet haben, im Jenseits, in einem sehr irdisch anmutenden Himmel, Auferstehung feiert, läßt der Phantasie des Malers viel eigenen Spielraum, fordert aber trotzdem eine sichere Einfühlung in die sondergeprägte Welt der Ramuz-Menschen. Wir haben C. F. Ramuz gebeten, uns zu sagen, wie er selbst über die Bilderbeigaben Max Hunzikers denke. Seine handschriftliche Antwort zeigen wir hier im Faksimile. Nicht darum bloß, weil er schön und ernst Grundsätzliches sagt, sondern weil in seinen Schriftzügen alle Fülle, Kraft und Sinnenwärme seines sicher in sich selbst ruhenden Dichtertums so augenfällig zum Ausdruck gelangen. — Am erwähnten Buch, das neben andern Werken bibliophilen Charakters in der Galerie Epoques in Zürich ausgestellt ist, freut uns eines vor allem: daß es das einträchtig geistige Zusammengehen eines Westschweizers und eines Deutschschweizers schön und würdig versinnbildlicht.

Rechts: Aquatintablatt von Max Hunziker aus dem Buch «Terre du Ciel» von C. F. Ramuz.

ANGST IM ZEITGESICHT

VON HANS GANZ

Angst als Erreger vieler Charakterfehler. Wir müssen das Wiederkommen der Angst an gleichen Berührungsstellen mit der Umwelt vermeiden. Sie stellt den Charakter unter Beweis und damit wird sie zur dunklen Warnerin vor schwächlichen Handlungen. Sie ist ohne begriffliche Bewußtheit, nur wie eine Klangfarbe unseres Allgemeinzustandes. Sie wirkt wie ein Erdbebentaster auf Erschütterungen, sie ist bereit, auf irgendeine unerwartete Störung unseres «Ich-Umwelt»-Gleichgewichtes zu reagieren. Je schneller der Anlaß und seine Behebung gefunden werden, um so weniger gewöhnen wir uns an die Angst, um so heiterer wird unser steter Charakter. Beharrt die Angst, dann müssen wir uns ausrichten und umstellen auf das geltende Verhalten der Umwelt oder des Produktionsraumes, dem wir angehören. Oder wir müssen uns selber etwas umbauen, so schamhaft wir das in gesetzterem Alter vielleicht vermerken möchten, eine Nacherziehung in peinlicher Selbstkontrolle vornehmen. Zu leichtem, aber nicht minder ernstem Spiel wird dies dem Liebenden, wenn es die Liebende verlangt, dem Einsamen zur lästigen Ueberwindung.

Einschüchterung und Drohung sind die Mittel, in den Mitmenschen Angst zu erwecken und sie so in der Freiheit ihrer Ueberlegungen zu täuschen. Wir erleiden die Angst, sie ist passiv. Die Wut aber kommt über uns und aus uns heraus und drängt zur Aktion. Deshalb ist Wuthaben gesünder als Angsthaben. Die Angst verdunkelt unser Bewußtsein, sie lähmt den Willen, verwirrt Denken und Entschlußkraft, verengert den Horizont der Beobachtung. Der Fliehende endlich sieht nichts. Die Angst ist meist ein Symptom einer gestörten Fähigkeit, eine Teilohnmacht und daher wird der handelnde Charakter getrübt. Dauernde Aengste bewirken schließlich eine Lebensminderung und damit einen Abbau des früheren Charakters.

Die gesunde Angst ist kurz wie ein Blitz, alarmiert uns gegen drohende Gefahr und verschwindet, sobald Geist und Körper kampfbereit sind. Die Angst vor der Uebermacht kann durch den bewußten Opferwillen vergehen und zum Mute der Verzweiflung werden.

Einsamsein. Wenn sich ein Mensch mit seiner näheren Umwelt überwirft, ohne sich in einer neuen gesichert und bewiesen zu haben, so muß ihn eine schmerzliche Angst der Einsamkeit überfallen. So erfahren die Kinder ihre ersten einschneidenden Aengste, wenn sie zur Strafe von den geliebten Erwachsenen in ein Zimmer gesperrt, aus der gemütlich-nährenden Gemeinschaft ausgestoßen werden.

Angst vor dem eigenen Mut. Viele Menschen kennen die Stärke ihres Mutes, den sie aufzubringen fähig sind, oft selber nicht. Die Situation der kühnen Tatmöglichkeit ist ihnen lebenslang nicht zugefallen, und aus irgend einer historischen Hemmung haben sie eine solche Situation nicht aufgesucht. Deshalb muß der Mut in den Schulen geübt werden. Der Körpermut, durch den Sport hervorgebracht, ist zunächst kaum mehr als frische Muskelkraft, auch fürs Gehirn. Der geistige Mut braucht eine lange wissenschaftliche Schulung in gemeinschaftlicher und selbständiger Arbeit, und ohne den Antrieb einer leidenschaftlichen Liebe und begeisternder Idee vermag er nicht zu überzeugen.

Angst als negative Sehnsucht. Wir sehnen uns nach rückwärts, wo wir einst sicher glücklich waren, ein Ausschalten aus der Gegenwart. Aehnlich dem erfüllenden Gefühl, das z. B. historische Musik in uns erwecken kann, weil sie nur distanzierter Genuß und nicht aufwühlendes Problem wird. Sehnsucht nach Rückwärts, wie ein ungewolltes Blinzeln nach dem Tode, der als letzte Station unseres unfreiwilligen Fahrtenplanes merkwürdig in der herzueilenden Zukunft liegt.

Angst vor dem guten Weg. Er ist Vermehrung der selbstgesetzten Freiheit, bei wachsender Leistung. Aber noch sind die Nationen nicht so weit über einander aufgeklärt, daß sie sich im Wirtschaftskrieg des Friedens hätten das Gleichgewicht halten können. Der Umfang des Dämonischen ist größer als je. Die Wissenschaften schaffen noch kontaktlos über den Völkern und können sich nicht in Besitz der Mittel einer produktionsbeherrschenden Macht setzen. Das Dämonische, als das langweilige Wiederholen grauenhafter Vernichtung, das falsche Mittel unmöglicher Ziele und die organisatorisch wissenden Köpfe in der Ohnmacht. Wird der Mut des Arbeiters nicht über den Mut des Kriegers siegen müssen? Krieg kann ohne Arbeit nicht wohlgedeihen, aber die Arbeit ohne den Krieg. Wir wollen nicht «Ins Chaos starren», wir wollen auch nicht «lächerliche Zensoren der Weltgeschichte» sein auf unserem Friedensinselchen, aber unser Denken durch fortgesetztes Beobachten der Ereignisse so schulen, daß wir wenigstens fortlaufend verstehen, was der Zeitgeist stottert, der uns so krank scheint. Das wollen wir. Wir wollen uns nicht durch bescheidene Zusammenhänge betrügen, sondern soviel Tatsachen sammeln, bis unsere Vernunft gesättigt ist im Verstehen des blutigen Interessenkampfes. Von einer Erkenntnismöglichkeit in der vergangenen Geschichte sogar hat kaum ein Berufener gesprochen, aber verstehen und mitdenken müssen wir, um die Angst vor dem guten Weg einzuüben, bis sie vergeht.

Angst vor Lebenseinschränkung. Sie darf nicht zur Demut werden, zum unkritischen Hinnehmen, zur frühzeitigen Rettung in die Reiche des genießerischen Trostes, des wehmütig Weichwerdens in den halbverstandenen Religionen, in gewissen einschläfernden Kunstwerken, die uns vor den Aufgaben der Zukunft ungläubig machen wollen, weil ihr alter Geist uns älter macht, als wir sein könnten. Zu vermeiden ist die Rhetorik der geschichtlichen Gleichnisse, die so oft mit ihrem: «schon damals...» uns vorzeitig beruhigen soll. Unser Mut kann ja nur wachsen, wenn wir die Auswirkungen des verwirrten Europa am eigenen Leib spüren. Und wenn dem Durchsetzen der fortschrittlichen Lebensausweitung Schweigen oder Gewalt entgegengesetzt werden, dann droht unsere Einheit sich tragisch zu gefährden, besonders nach außen. Das bisher Gute soll bleiben, das neue Gute sich besser beweisen. Zu den Experimenten umfassend gebildeter Berufserfahrener dürfen wir Vertrauen haben. Nicht Angst aus Phantasien: so kann es kommen, sondern immer genau: das habe ich eingebüßt und nichts dafür gewonnen. Gefahren müssen auf ihre Realität geprüft werden, die vagen Aengste werden zur klaren Furcht und diese, als bestimmte, ist durch die unmittelbare Tat abzuschaffen . . . In der richtigen Zielsetzung gibt schon der Weg zur Tat das sonnige Gewissen zurück, wenn es zu den eigenen Leistungskräften tragbar gespannt ist. Ueberspanntes Gewissen, in schwachen Selbstlosen erzeugt, bringt nur unnötiges und unfruchtbares Leiden. Auch der Schmerz ist ein Warner, an der Welt nicht mehr zu leiden, als wir mit der Einsicht unseres Verstandes bewältigen. Wäre der ganze Planet eine Demokratie, so hätte jeder Mensch nur zwei Milliardstel des Weltgewissens zu verantworten. Zu uns gelangen nur die Bilder fernen Schreckens. Es ist das Anzeichen eines äußersten Zerfalls menschlicher Gesellschaften, vor dem wir verschont wurden bis dahin. Wir wissen: der schaffende und liebende Mensch ist der einzige Sinn des Daseins. Seine Lebenseinschränkung oder seine bewußte Vernich-

tung, das ist der Irrsinn des Daseins. Und Religionen, Wissenschaften, Produktionsstätten, die ganze hochqualifizierte Wirtschaftsentwicklung des Friedens sind nichts anderes als die Mittel der Erhaltung dieses einen und unerschütterlichen Wertsinns des Daseins. Diesen einfachen Wegweiser brauchen wir aus militärischen Gründen nicht auszureißen. Er ist zugleich auch der innerste Kraftsinn unserer Landesverteidigung.

Nationales Asthma. Unsere Landesgrenzen sind nur noch von einer Machtgruppe umgeben. Der freie Handelswille ist unterbunden, die Zufuhr der Rohstoffe und Lebensmittel wird geringer. Werden die Fabriken nach und nach stillestehen, werden alle ausgestoßenen Hände sich in der Mobilisation des Bodens betätigen? Das planetenweite Nervensystem unseres Wirtschaftsraumes wird immer beschnitten gegen seinen zentralen Kern. Stehen wir vor dem Diktat der Arbeitsbedingungen? Hat sich im Verlauf der Geschichte eine Waffe gegen uns gebildet, der unser kleiner, ordentlich tapferer Staat nicht gewachsen sein soll? Eine leise, grundtiefe Angst will sich melden? Wir ringen nach Luft unter dem Druck dieser dunklen Aussichten. Wir sind bewußte Schweizer geworden, wir werden alles tun zur Entwicklung und Erhaltung unseres menschenwürdigen Lebensraumes. Aber etwas wird neu in uns, eine zwingende Leidenschaft zu einem alten Wort, das nur wie ein ferner Stern aufleuchtet: wir müssen unsere Liebe und unsern Verstand noch weiter hinauswerfen, wir müssen bewußte Europäer werden. Gerade jetzt, da scheinbar alle Ueberlegung auf Hohn stößt, gerade jetzt und warum? Weil niemand als die Gläubigen der Tat Wirklichkeiten geändert haben. Jene, die wissen, daß der universale Gottesbegriff nur eine innige Vision der kommenden Menschheitsführung selbst sein kann. Wir leben vielleicht bereits in der geschichtlichen Gnade — alle miteinander auf diesem Weg unerbittlicher Organisation eine sichtbare Stufe weiter zu schreiten. Vom Willen unseres noch freien Volkes hängt es ab, zeitlich zunächst von der höchsten Landesregierung, wie sich vielleicht Gesinnung und Hungerproben in eine überzeugende Beziehung setzen.

Man hat uns gezwungen, eine Festung zu werden und unser Weg kann so lange nur sein: «Zusammenstehen aller als wehrhafte Entwicklungseinheit». Mögen viele stolz sein auf unsere vaterländische Geschichte, sie ist ja nicht unser Verdienst, wir sind nur ihre Kinder und Erben. Wir wissen: die wahre, menschenverbindende, werkdurchdringende Freiheit hat kein Alter. Sie wird so lange leben, als wir zu jedem gutgezielten Opfer bereit bleiben, als wir im Kampf um die eigne Führung Neues wagen und über ehrwürdige Prestige gelegentlich hinweggehen. Hört man die Wunderkinder nicht mal mehr gern im Konzertsaal, so die Wundergreise wenig gern in der Politik. Es fehlen gewisse Obertöne, aus denen sich die spannendsten Harmonien der Zukunft aufbauen.

Liebwerte Gewöhnung missen wir leicht, wenn uns im eigenen Beruf zugleich eine allgemein höhere Lebensaufgabe sichtbar mitzuformen beginnt. So kommt es, daß der vollerwachte Geist keine Angst mehr kennt, als die Aengste der ihm Verantworteten. Noch aber besteht die Möglichkeit eines Freiheitskrieges für uns, als unbestimmte und aufpeitschende Erregung vor einer totalen Prüfung. Bereitsein ist alles. Die Gewalt kann siegen, aber sie sät und erntet nicht und muß daher vergehen.

Angst vor der Leidenschaft. Wer nicht mit Leidenschaft liebt und um eine immer bessere Erfüllung sinnvoll leiden kann, wer nicht mit Leidenschaft arbeitet an irgend einer Front seiner unruhigen Erkenntnis, der muß nach dem Schatten seiner Angst suchen und die störende Gestalt rücksichtslos entdecken. Und er findet fast immer ein nur Uebernommengeglaubtes, eine historische Anmaßung, ein seinem damals schwachen Urteil Zugemutetes. Die Leidenschaft bedingt jede intensive Leistung, gleichgültig, auf welchem Arbeitsgebiet, denn sie ist strenge Krafterfassung sittlicher Natur des bewußt erfahrenden und sich nach packenden Zielen ausrichtenden Menschen. Die Qualität der Leidenschaft ist wenig wichtig, sie muß als echt erprobt sein, ihr angesteuertes Ziel entscheidet. Die Launen nur sind ohne innere Leidenschaft des Weges, oft ist die Angst vor einer Leidenschaft eine geheime Hemmung zur Entwicklung noch schlummernder Talente.

Angst vor sittlicher Ueberforderung. Manche Anweisungen scheinen uns, am erlebten Lebenskampf gemessen, als überspannt. In einer Gemeindepredigt mußte ich feststellen, daß ein gescheiter Pfarrer bei der Stelle, warum man nach einem erhaltenen Schlag auf die eine Wange auch noch die andere hinhalten soll, etwas verlegen an dem metaphysischen Fragezeichen herumfeilte. Jesus denkt hier an ein vertrauensvolles Kind, das sich so verhalten kann. In dieser Weltkriegsstunde aber lebt bereits der mehr oder weniger gesunde Friede in den Schulen, Arbeits- und Sportplätzen der Kinder aller verfeindeten Staaten. Was die Kinder tatsächlich als behütete Organisationen im Weltmaßstab darstellen, das sollten die Erwachsenen nicht zustande bringen? Im Gebot: Liebe deinen Nächsten wie du dich liebst, kann man die ökonomische Begrenzung der Gleichung leicht übersehen. Nicht mehr und nicht weniger nämlich, als du selbst für dich Liebe aufbringst. So wie du das Leben zu lieben verstehst durch die produktive Potenz deiner Selbsterhaltung und der vollen Auswirkung deiner erkämpften Entwicklungsstufe (die dir die Umwelt bis dahin zubilligt), bist du deiner Selbstachtung prüfend gewiß. Wer sich in seinen wirkenden Werten nicht kennt, wird minder lieben. Seine wahre Liebeskraft kann nicht mehr leisten zum Mitmenschen, als dieser zurückgibt im Verhältnis seiner Werte. Selbst in der Mann-Fraubeziehung ist diese Energiegleichung grundsätzlich wahr. Im Negativen: Daher ist der Mörder auch oft zum Selbstmord gezwungen.

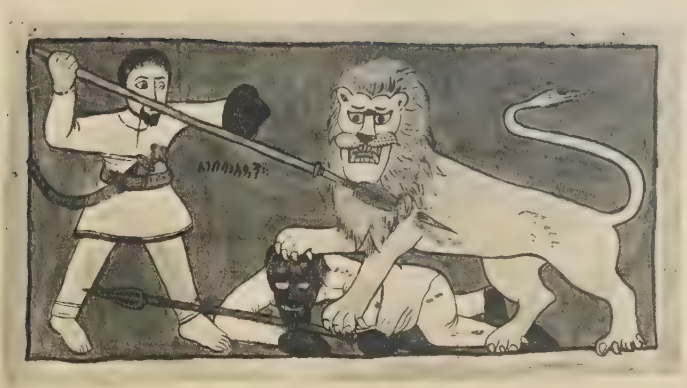
Abfall der Massen. Die maschinelle Technik des Menschentotschlags, welche sich in der Nationengeschichte durchaus wieder legal benimmt, steht zu den Grundsätzen des Christentums in absolutem Gegensatz. Da die weitaus größere Mehrzahl der Erdbewohner sich lieber friedlich fortpflanzt, als sich gegenseitig wegen Bildungsmängeln ihrer Herrscher umbringt, so ist ein Abfall der Massen vom Christentum nur dann zu befürchten, wenn seine Führer die praktischen Wege nicht schneller gehen, um diese Lehre mit der ganzen Erfahrungsmacht der modernen Wissenschaften zu verbinden und auf dem Boden sozialer Sicherung zu verwirklichen. Die Erziehung zum neuchristlichen Mut muß der Erziehung zum Mut des Angriffskrieges überlegen gestaltet werden.

Zarteste Angst. In der Bildkunst und manchmal im Film bleibt trotz aller Nebenentwicklungen ins Heroische und Sozialergreifende die unmittelbare Schönheit des menschlichen Gesichtes und Körpers maß- und werteschaffend. Wo bliebe der Anreiz des die Wirklichkeit neuschaffenden Geistes, die herrliche Notwendigkeit seines Immerweiterwachsens, wenn ihn nicht auch der jäh-sanfte Griff unerwarteter Schönheit fruchtbar störte? Im langsamen Begreifen und Ueberwältigtwerden durch eine schöne Gestalt schwingt eine unerklärlich zarte Angst mit.

Mehr Angst. Es könnte falsch gedeutet werden, wenn wir dem Weibe mehr Angstfähigkeit zumuten als dem Mann. Aber hat es dazu nicht noch alles Recht? Können die Zehntausende von Müttern je vergessen, was man ihnen angetan, als sie mit den Säuglingen im Arm auf den kriegsbedrohten Landstraßen tagelang dahinirrten? Ihre gefühlsstarke Verteidigung der eignen Kinder allem Angriff gegenüber? Hergeben aller Kräfte zur Rettung des Lebendigsten hat sich leider noch nicht zu bewußter Denkschärfe gegen die wahren Urheber ihres Elends besinnen können. Die Angst im Weibe vor dem Kampf um die scheinbar verwickelten Ziele gesicherter Freiheit ist noch größer als im Manne, weil es sinnlicher erlebt und auf stete Liebegebundenheit verpflichtet bleibt aus seiner Natur selbst. Es ist nicht undenkbar, daß die fortschreitende Erkenntnis in den Frauen einst so weit geht, den Kriegstypus als Mann abzulehnen, sich ihm nicht mehr hinzugeben. Dann müßte dieser sich wandeln oder aussterben. Die Frauen haben theoretisch die Macht zu sagen: was mir nicht paßt, muß aussterben. Von den Massen ist das nie zu erwarten, wohl aber von einer Führerelite.

Angst vor dem heimlichen Fatalismus. Erst das ganze vollendete Leben darf man als Fatum oder Schicksal bezeichnen. Der Zermürbte und Enttäuschte kann sich angewöhnen, auf die schnelle Ausführung seiner Entschlüsse kleinzügig zu verzichten, bevor er die Widerstände der Umwelt verstanden hat. So nimmt er seinem provisorischen «Schicksal» voreilig alle

Fortsetzung auf Seite 22



Der Löwe von Juda

Die große Seele Abessiniens, das weite, sonnige Land, die Kämpfe und die Kraft, die dieses Volk durch die fast drei Jahrtausende seiner Geschichte erhalten hat — sie finden ihren ureigentlichen Ausdruck in dem Wappensymbol Aethiopiens: dem Löwen von Juda. Dieses Bild zeigt die Macht des Löwen über den Feind. Die Pranke des Löwen hält ihn am Boden. Wohl ist auch der Löwe von einer Lanze durchbohrt, aber er steht aufrecht, und aufrecht hält er das Banner.

ABESSINISCHE MALEREI

Die Schlacht von Magdala im Jahre 1868

Die vielerlei Gefahren des täglichen Lebens hatten den Mut der Abessinier gestählt, und sie haben zu allen Zeiten ihr Land zu verteidigen gesucht, gegen Araber und Europäer, wie es dieses Bild zeigt, in dem eine der großen entscheidenden Schlachten der äthiopischen Geschichte, die Schlacht von Magdala gegen die Engländer, dargestellt ist. Infolge Uneinigkeit unter den Stammesführern endete die Schlacht mit einer Niederlage der Aethiopier. Der damalige Herrscher über Aethiopien, König Theodor II., verübte Selbstmord, bevor er von den Engländern gefangen genommen werden konnte. 28 Jahre später, im Jahre 1896, wetzten die Aethiopier unter Negus Menelik mit dem Sieg über die Italiener bei Adua die Niederlage von Magdala wieder aus. Auch in diesem Schlachtenbilde ist die Komposition genial: die verschiedensten Menschen, unterschiedlich in ihren Rassen, ihrem Rang, ihrer Tätigkeit und ihren zum Ausdruck kommenden Seelenregungen, das brennende Dorf und die weinenden Frauen gegenüber den angreifenden Feinden, den Europäern mit den rosa Gesichtern: vielerlei ist auf eine lebendige Art dargestellt und der wechselnde Gesichtsausdruck ist besonders interessant und bemerkenswert für die scheinbar primitiven Möglichkeiten, die dem Künstler zur Verfügung stehen.

Aethiopien war ein vielgenanntes Land in den Jahren 1935/36, und auch im gegenwärtigen Krieg spielte es eine große Rolle. Um eine richtige Vorstellung von Abessinien zu bekommen, muß man mit allen Ideen brechen, die man von europäischen Ländern her hat. Abessinien ist ein Land der Sonne, sie scheint auf die gewaltigen Hochebenen mit ihrem Acker- und Weideland, auf die Wüsten und erloschenen Vulkane, und sie trocknet die Flüsse aus, so daß sie nur kurze Zeit nach der großen Regenzeit Wasser führen. Sonne und Wasser, wie sie die Natur gibt, bestimmen die Lebensbedingungen der mannigfaltigen Völkerschaften des Landes. Wo es Wasser gibt, kann zu der Landwirtschaft sich die Viehzucht gesellen, wo es keines gibt, kann der Mensch nur während der Regenzeit sein Vieh weiden und muß dann weiterziehen. Die Sorge um das Wasser spielt im täglichen Leben der Eingeborenen eine so große Rolle, daß das Problem auch in den wenigen Darstellungen ihrer Kunst ein stets wiederkehrendes Motiv ist.

In diesem Lande sind jedoch irgendwelche Erzeugnisse künstlerischen Schaffens und Darstellens ganz ungewöhnlich selten anzutreffen. Kaum daß die Geräte und Gebrauchsgegenstände irgendwelche Verzierungen tragen. Skulpturen wirklich abessinischer Provenienz, also nicht solche von irgendwelchen Völkern, die das Land immer wieder eroberten oder sonstwie eine Herrschaft über dasselbe ausübten, habe ich dort bei meinem vieljährigen Aufenthalt nie zu Gesicht bekommen. Die einzige Form der Kunst ist die der Malerei. Aber wie selten gibt es einen Mann, der im Kloster, als Schüler der Mönche, eine Art von Unterweisung in der Komposition, in den Farben und in den Darstellungsarten der Tradition erhalten hat, wie sie die seltenen mit Miniaturen verzierten heiligen Schriften einiger Klöster noch bewahren. Und hat ein solcher Abessinier seine lange Lehrzeit beendigt, und geht er wieder in seinen Landesteil zurück, und beginnt er dort zu malen und das Leben seines Volkes darzustellen, so geschieht das für seine Landsleute und ihn selbst, um die Bilder immer wieder anzuschauen, aber nicht, um sie zu verkaufen. In den vielen Jahren meines Aufenthaltes in Abessinien — noch vor dem italienischen Kriege — hatte ich nur wenige Male Gelegenheit, solche Maler zu treffen, und es bedurfte stets langer Verhandlungen und Ueberredungen, um die Ueberlassung eines Bildes zu erreichen. Man muß sich nur immer wieder vergegenwärtigen, daß es in dem ganzen gewaltigen Abessinien nicht einen einzigen Laden gab, wo man irgend etwas, das mit Kunst oder Kunstgewerbe zusammenhängt, hätte kaufen können. So kann man zum Beispiel auch von dem wenigen im Lande hergestellten einfachen Silberschmuck nur etwas erwerben, wenn man ihn auf Reisen im Innern, in Dörfern oder kleineren Niederlassungen von den Besitzern selbst erhält. Was in Lappland, in Indien, in Ostasien, in Arabien, in Zentralamerika so überreich an Kunst und Kunstgewerbe sich vorfindet, ist hier äußerste Seltenheit.

DIE TRADITION VON DER KÖNIGIN VON SABA

Zwei Bilder aus der Sammlung Frau Keßler-Rossillon, Arlesheim, und ein Bild aus der Sammlung des ethnographischen Museums der Universität Zürich.

Die Tiere, die im Leben der Abessinier eine so große Bedeutung haben, die Bestellung der Felder und die Viehzucht, die Schlachten, die in der über drei Jahrtausende sich erstreckenden Geschichte des Landes geschlagen wurden, um die Unabhängigkeit zu bewahren gegenüber allen Feinden : sie leben in Tradition und Anschauung und bilden in der Erziehung der Kinder den Hauptstoff. Aber noch ein drittes Element wirkt in dem Geistesleben dieses Volkes, in seinen verschiedenen Stämmen und Rassen. Es ist die Tradition von der großen Königin und Ahnherrin der Amharadynastie, der Königin von Saba, der hochverehrten Heiligen des Landes. Es knüpfen sich viele Legenden an sie, deren Reich sich über Abessinien, über Südarabien und einen Teil Aegyptens erstreckte. Eine davon, ihre Reise zu König Salomon nach Jerusalem, wo sie aus goldenem Becher den Weisheitstrank nimmt, kommt in diesem Bilde zum Ausdruck. In der Tradition und in der Legende stammt die Amharadynastie auch von der Königin und von Salomon ab. In diesem Bilde ist, ebenso wie im Schlachtenbild, mit einfachsten Mitteln eine große Mannigfaltigkeit des Ausdruckes der vielen Tafeln erreicht, in denen alle Seelenregungen — von Furcht und Abneigung bis zu Staunen und Verehrung — uns entgegentreten. In großer Vielfältigkeit zeigt es Bewegung : der laufende Bote, der fahrende Kahn und die im Marsche befindlichen Truppen — andererseits wieder die Ruhe im Zeltlager, die so deutlich von Nachtruhe zeugt.

Am Baldeggersee

Ein Schweizer schreibt Anmerkungen zur Landschaft, darinnen er lebt

Würde jener menschenfreundliche Landarzt — ein weißhaariger, großer Mann mit goldener Brille war es — noch leben, so könnte man sich den Baldeggersee ohne ihn fast nicht denken. Mit seinem Einspänner war er gar manches ewige Mal vom Frauenkloster und Töchterpensionat Baldegg nach Gelfingen, Richensee, Stäffligen, Wolfetschwil, Retschwil, Dempikon und Nunwil zu jeder Tagesstunde unterwegs. Und mit ihm durfte auch ich meine erste Rundfahrt um den Baldeggersee machen. Seither habe ich den lieblichen Seetalerspiegel nicht bloß im Kütschlein, sondern auch zu Fuß umwandert und die Wahrnehmung gemacht, daß es am Baldeggersee gar nicht viel kranke Leute, aber gesundfärbige Backen und eine, wenn auch bedächtige, so doch sehr gangbare Sorte lebenslustiger Augen gibt. Daß der Baldeggersee, nachts durch den Rohrspiegel betrachtet, nicht mit einem tunnelschwarzen Eisenbahnfenster voll lichtglänzender Regentropfen zu verwechseln ist, zeigen die wenigen Ortschaften und Siedlungen, die man hier aufzuzählen hat.

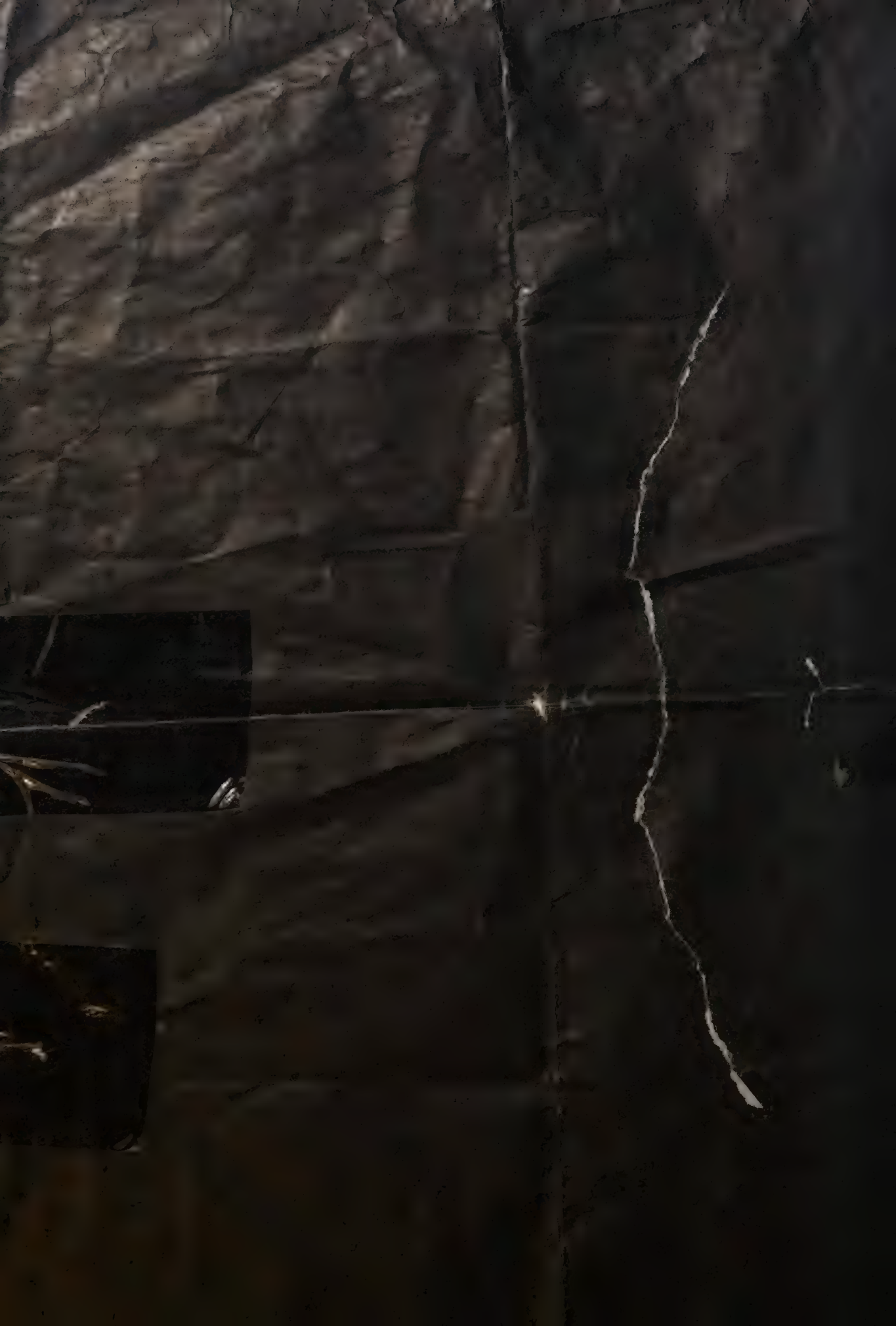
Das große Dorf Hitzkirch, das man auf dem Bilde sieht, befindet sich eigentlich schon nicht mehr unmittelbar am Seegestade, sondern etwas abseits, am Westfuße des Lindenbergs. Die heilige Elisabeth, die weiland im Pfarrdorf der Wag auf der Kirchenstiege übernachtet haben soll, mag jedoch durch die Bäume von der Steintreppe aus noch ein Seezipfelchen erblickt haben. Näher ans Wasser hat sich dagegen Gelfingen mit seinem Wirtshaus zum Sternen getraut. Dort sprach der Arzt, mein Verwandter, einen Gast als Herrn Großrat an. Ein einfacher Bauer mit heruntergelegtem weißem Hemdkragen und schwarzem Krawattenknopf, wie ihn unser alter Friedensrichter getragen, ein freundlich und gedämpft sprechender Sechziger war's, der, wie er sagte, fast keine Zeit habe, aber dennoch geduldig auf einen Jaß wartete. Der Großrat, der bei einem Kaffee-«Brönz» saß und der Landdoktor, der für uns beide einen Halbliter «Kaiserspan», Wein aus der nächsten Nachbarschaft, bestellte, sprächelten ein ganzes Weilchen miteinander, und zwar, soviel ich mich erinnere, zuerst von einem Kaplan, hernach von einer Obstbaugenossenschaft, von viereinhalbprozentigen Gülten und schließlich auch noch von einem Schweinehändler.

Ein Mensch, der alleweil in höheren Sphären schwebt, sollte die Landschaft vom Baldeggersee im Herbst, hingegen einer, der ganz zum Närrlein seiner Buchhaltung geworden ist, im Frühling besuchen. Der erste könnte im Seetal zur Zeit der Reife von guten Menschen Aepfel, Most und Nüsse um ein Vergeltsgott erhalten; dem zweiten müßte, ob all der Pracht und Herrlichkeit, das vertrocknete Herz wieder saftig werden. Auf der Straße nach Hitzkirch bin ich das letztemal einem Handwerksburschen begegnet, der den «Hoch-Heideck-Marsch» vor sich her gepfiffen; vermutlich war er auf diesen Einfall gekommen, weil so hoch und hehr ein Schloß, die Heimat der Ritter von Heydegg, von der Anhöhe herunter grüßte. Auch Burgruinen sind am Baldeggersee manchenorts zu finden, und das Turmgemäuer von Richensee schaut so trutzig in die Welt, daß man an die Zwinguri denken muß. Kein Wunder, daß hier von J. G. Krauer, einem Arzt, ein Freiheitssang, das Rütlilied, gedichtet wurde.

Excusez! pfeift die Seetalbahn bei Gelfingen plötzlich und begibt sich auf die andere Seite des Tales. Doch das macht sie nur der Straße nach; denn sie fährt von Ortschaft zu Ortschaft, von Wirtshaus zu Wirtshaus, immer dem Straßengraben entlang und wagt so wenig ins Land hinauszufahren, wie ein wasserscheuer Schulbub ins tiefe Wasser zu schwimmen. Nichts für ungut, ich hatte ganz vergessen, daß das Seetalerbähnlein Bundesbahn geworden ist und schon vorher, als einzige Lokalbahn, auch mit den Bummelzügen einen eigenen Speisewagen durchs schöne Seetal gezogen hat.

Jetzt will ich jedoch nicht den gleichen Seitensprung wie die Seetalbahn bei Gelfingen machen, sondern noch ein bißchen am Baldeggersee verweilen. Dieser scheint mit dem Himmel auf du und du zu stehen und kann wie zwei treuherzige blaue Kinderaugen traurig und heiter dreingucken. Niedergeschlagen ist er nie lange und selbst beim schwärzesten Gewitter vermag der Klang einer Kirchenglocke seine gerunzelte Stirne wieder zu glätten. Wenn der Sonnenschein auf ihm blitzt und der Wind leise im Schilfe wispert, glaubt man wieder an Sagen und Märchen wie aus Tausendundeiner Nacht, dabei ist es einem, dieser anmutige Baldeggersee müsse außer Pfahlbauerfunden auch noch andere heimliche Schätze in seiner Tiefe bergen.

Otto Wilhelm Krauer



4007 G. Behördlich bewilligt am 26. März 1941 gemäß BRB. vom 3. Oktober 1939

gesunden Möglichkeiten zum bescheidenen Vorbereiten seiner Siege. Unsere sichtbaren Aufgaben sind durchaus lösbar aus der aktiven Integration der Intelligenz, wenn unsere sozialentscheidenden Machtstellen jung bleiben und zukunftsfroh. Die anrückenden Gegner: Hunger, Frost, Arbeitsausfall finden uns schon innerlich und äußerlich gerüstet in betrachtender Vergleichung mit den Nachbarländern. Der Examinator des Lebenswillens frägt eben etwas aus der Reihe und dazu etwas vorher Unerwartetes. Unsere Willenseinheit wird nach dem Kriege zur erstaunlichen Schlagkraft in dem lange ersehnten internationalen Aufbau. Der wirtschaftliche Belagerungszustand ist kein Fatum, sondern eine bekannte geschichtliche Lage, die wir mit geschmeidiger Erfinder- und Organisationskraft meistern werden. Arbeitskraft und nationaler Reichtum ermöglichen ein Durchhalten. Was bedeuten einige dürre Jahre in der Geschichte einer 650jährigen Volksfreiheit? Vor den vorwitzigen Fatalisten haben wir daher keine Angst, den heimlichen Fatalisten lächeln wir zu. Wir werden keine Jammerpropaganda treiben, es muß uns niemand erlösen!

Zuviel eigener Komfort. Es geschieht etwas sehr viel für den «eigenen Komfort». Unsere Hotels sind meist schon viel zu feudal für die künftigen überrestlichen Europäer. Unsere Herzen werden etwas träge, so daß man die entzückenden Leidenschaften im Symbol der Künste oft nur mehr andeutungsweise begreift und den zielenden Lebensimpuls in den feierabendlichen Gesprächen gern überhört. Das Reibungslose wird gleichsam zum Evangelium eines überlegenen Verkehrsstils. Zuviel Komfort begünstigt unnötige Aengstlichkeiten.

Keine Angst vor allzusachlicher Produktion? Im gleichen Laboratorium werden von gut bezahlten, beflissenen Händen und Hirnen «heilende und tödliche Mittel» hervorgebracht. Ihre chemischen Formeln liegen oft haarscharf nebeneinander als Buchstabenzahlenbild, oft unterscheiden sich Tod und Lebenssteigerung nur durch den Ausfall eines Kettengliedes. Wer lenkt? Wer denkt? Offenbar die objektive Natur.

Das Unbehagen, noch keinem Genie begegnet zu sein, nämlich nie bis in die letzten Wurzeln seiner geistigen Existenz freudvoll erschüttert worden zu sein.

Aengstlich werden im Kreis der Untermütigen. Wer aus Einsicht sich bestrebt, im erregten Zweifler und kurzsichtigen Schimpfer eine milde Staatsfreudigkeit zu anhaltender Stimmung zu reizen, braucht etwas klugen Uebermut. Daher sollten wir uns freudiger zum Uebermut verführen lassen, unser Temperament aus der leisen, nüchternen Schwermut gezwungener Zuschauer internationaler Machtkämpfe herauslocken. Auch das unbedingt Ernste kann, heiter gesagt, besser verdaut werden. Ach, da vermögen die Frauen und die selbstherrlich mutigen Kinder so viel!

Angst vor dem Schweigen unter Nächsten. Das ist eine schlimme und giftige Angst. Das Anorttreten des Gewissens, das keinen Schritt wagt. Eine gut dosierte Aussprache enthüllt alle Schwierigkeiten und meist werden aus zwei alten, sich überdrüssigen Bekannten zwei neu sich anziehende Unbekannte.

Auffassung der «Erbsünde». Da der Mensch ohne sein Zutun geboren wird und in eine schon vorhandene Weltordnung sich entwickelnd einwächst, kann er nicht begreifen, wieso er neben der geistig-körperlichen Anlage (Konstitution) auch noch eine generelle «Sünde» geerbt haben soll. Nah oder fern gewaltiger Vernichtungskämpfe entdeckt er eine heiße unpersönliche Angst in sich. Die Angst, nachwirkend aus den Fehlhandlungen unserer Vorfahren, aus den brutalsten Mächten der Geschichte uns blitzhaft begegnend, das Erbe einer urkräftigen Bosheit . . . eines attavistischen Antriebs, dessen Benützung die meisten Politiker verkennen, indem sie ihn zum Ausleben großartig organisieren.

Zur großen Angst. Der Fanatiker, der sich vom warmen Naturbewußtsein seiner Liebe in die meist armselige Besessenheit einer Idee ausgeschlossen hat, will mit allen Mitteln überzeugen. Ueberzeugen, unterwerfen, vernichten, was in seinem Weg steht; die desorientierten Schwächsten zuerst, die Mächtigsten kaum ernstlich in seinen Aktionsplan einrechnend. So wird sein Beweis die gerichtete und durch ihre Erfolge eigenisolierte Gewalt. Nur der weitsichtige Weise, persönlicher Eitelkeit enthoben, mit dem Erfahrenhaben dringlicher Massenbedürfnisse und ihrer planvollen Stillung, kennt jene ruhige Duldsamkeit mäßiger Strenge, welche allein dauernde Zustände einer gerechteren Wohlfahrt schaffen kann. Meist ist er ein Bringer neuer Werte und kann auf die uralten Mittel der Gewalt und des Terrors verzichten. Gewiß werden neue Werte, weil sie oft mit noch unverstandenen Einschränkungen bezahlt werden müssen, zuerst mit Widerwillen angenommen oder verworfen. Aber die stete Zunahme noch roh sich bildenden, aber blühenden Massenlebens bleibt ein unumstößlicher Beweis für den Fortschritt, während Vernichtung und Siechwerden ihr unumstößlicher Gegenbeweis bleiben. Der große kalte Techniker steht über den schöpferisch vorwärtstreibenden Menschen in der Zeitmacht und das verfestigt sich als brennender Widersinn in uns. Die Mächte der Erziehung sind durch die Mächte der organisierten «Todeskraft» in der Spitze der Schicksalsentscheidung wieder einmal geschlagen. Von Napoleons Wirken ist kaum mehr übriggeblieben als seine ruhmbedeckten Trophäen, seine literarischen Edelsteine, die Schnittflächen seines Erobergenies gegen die der Kulturkämpfer. Von Pestalozzi aber lebt der Geist in Schulen, Gerichtssälen, Parteien, in Millionen Wohnstuben und tausenden Fabriken. Dieser Gegensatz spricht in seiner exakten Verfolgung immer mehr zu den tapferen, aber gedemütigten Herzen unserer Zeit, daß sie kaum einer Angst noch fähig sind. Es müßte denn auch der große Gedanke der allgemeinen naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre in ein gar zaghaftes Gehirn kommen, das noch meint, die Kriege seien gleichsam ein Naturereignis, wie Erdbeben und Vulkanausbrüche; das meint, die Führung der Menschheit stehe außerhalb kommender, vernünftiger Beherrschung heraufgebildeter Menschennatur . . ., schicksalshaft außerhalb einer geschlossenen sozialen Bewußtseinsmöglichkeit völkerbiologischer Bahnung. Statistiken über das immer engere Verwachsen der Völker durch gleichgerichtete Klassen und Einheitswissenschaft, vermögen schon zureichende Schlüsse zu liefern. Aber ungleich entscheidender wirkt der Glaube als ein Nichtanderskönnen, als eine gesetzmäßige Aufgipfelung getrennter Staatenbewußtseine zu einer einzigen Ordnungsinstanz. Sie allein kann einmal im gleichzeitigen Ueberblicken der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen jene Verwaltung ausüben, die weder Kriege, Revolutionen, noch Hungerkrisen kennt. Daß dieser Weg noch unerforschlich lang sei, ist unzweifelhaft, daß es keinen andern Fortschrittshorizont gibt. Hier haben wir an unsere große Angst gerührt, die nichts Persönliches mehr aufweist, sondern alle angeht. Es ist die Angst um die kommende Menschheitsführung, die vielen nicht mehr als ein Schlagwort des ungeduldigen Herzens bedeutet. Es sollte zum Signal werden in allen Werkstätten forschenden und erziehenden Geistes, in allen Fabriken und Bauernhöfen, auf allen Verkehrszeugen und in allen Schulen und Wohnstuben, zum Signal des Nachdenkens jeder mit seinem selbsterworbenen und gesellschaftlich beobachtenden Denken. Gemeinsame Arbeit wird das Vertrauen der Völker herstellen, es ist das schnellste Mittel.

Berufliche Angst. Jeder hat manchmal Angst, sachlich und technisch in seinem Beruf nicht auf der zeitlichen Höhe zu sein. Jeder Arbeiter von der Fabrik, bis ins differenzierte Labor, hat Angst vor unkontrollierten Bewegungen, besonders an den Tagen, wo der körperliche Rhythmus etwas nachhinkt oder die Grundwelle der Verliebtheit fehlt. Wo aber, möchten wir fragen, war die berufliche Angst gewisser Kriegsministerien im letzten Dezennium? Woher nahmen sie beim genauen Wissen um die riesenhafte Tüchtigkeit auf gemeldeten Kriegsbauplätzen ihren Mut?

Lob der Beharrlichkeit

Zwei Brüder feiern das fünfzigjährige Berufsjubiläum am gleichen Tag und in der gleichen Firma. — Arbeitsverhältnisse von fünfzigjähriger Dauer sind an sich schon eine große Seltenheit. In Kriens konnte in diesem Frühjahr am gleichen Tag das Brüderpaar Johann und Josef Haas die Vollendung des fünfzigsten Anstellungsjahres in der Maschinenfabrik Theodor Bell & Co. A.-G. feiern. Die beiden Jubilare übersiedelten im Jahre 1891 mit ihrer verwitweten Mutter und mit elf Geschwistern von Chur nach Kriens. Am gleichen Tage trat Johann Haas als Horizontalbohrer und sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Josef als Brückenschlosser und späterer Monteur in die Maschinenfabrik in Stellung, wo jeder von ihnen fünfzig Jahre die übertragenen Arbeiten treu, pflichtbewußt und mit Sachkenntnis ausführte. Beide wollen, solange es ihnen noch möglich ist, an ihren Maschinen weiter arbeiten. Beide haben in Chur als Sticker angefangen und den Zusammenbruch jener Industrie miterlebt. Johann wurde in einem Kriegsjahr geboren, hat 1914 im Weltkrieg auf der Trommel in Kriens Alarm geschlagen und beide erleben jetzt nochmals den Krieg. Die Fabrik war beim Eintritt der beiden noch klein. Sie haben die Entwicklung ihres besondern Berufszweigs erlebt. Johann, auf dem Bilde mit kurzgeschnittenem Schnurrbart, ist ledig geblieben, um seiner Mutter als ältester volle Hilfe leisten zu können; seinen Geschwistern vertrat er Vaterstelle. Er ist jetzt 70 Jahre alt; sein Bruder 68.

CHATEAU DE CHAZERON

Das uralte Schloß im Departement Puy de Dôme in der Auvergne, wo gegenwärtig einige der bekanntesten französischen Politiker der jüngsten Vergangenheit interniert sind, bis sie vor dem Staatsgerichtshof von Riom zu erscheinen haben. Oelgemälde des Basler Malers Niklaus Stoecklin.

Wenn Puritaner jung sind

ROMAN VON ALBERT JAKOB WELTI

4. Fortsetzung • Copyright 1941 by Morgarten-Verlag A. G., Zürich

Als die stille Messe zu Ende war und die wenigen Andächtigen langsam aus den Bänken traten, blieb der Mann noch eine gute Weile sitzen. Es sah fast aus, als ob er eingeschlafen wäre. Aber plötzlich stand er auch auf, verbeugte sich im Mittelgang vorm Hochaltar und ging dem Ausgang zu. Dort nahm er, wie vorhin, mit einer merkwürdig eckigen Bewegung das Weihwasser, verbeugte, bekreuzte sich und drückte dann die Tür zum Vorraum auf.

In die Hauptstraße zurückgelangt, blieb er stehen und schaute sich unentschlossen um. Aus der Trübe des ersten Morgens war eine graublaue Helligkeit geworden, die nach der Ferne zu weißlich verdunstete. Es fröstelte ihn, und er fing an zu spüren, daß er noch nichts im Magen hatte. Mit wenigen Schritten hatte er die Türe eines Kaffeehauses erreicht, aber erst als er den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, merkte er, daß er in ein Orientteppich-Geschäft geraten war. Er hätte vielleicht Zeit gehabt, unbemerkt wieder ins Freie zu kommen. Es war wie eine innere Versteifung, was ihn daran hinderte. Bis er vom Fleck kam, hatte sich bereits ein flinker Levantiner seiner bemächtigt, den er nicht abzuschütteln wagte. Er stellte sich lieber, als ob ihn tatsächlich der Preis eines der im Schaufenster liegenden Teppiche interessierte. Auf das hin wurde der Verkäufer geradezu quecksilbrig, es gab Großalarm, und das ganze Geschäft schien erst jetzt so richtig zu erwachen. Von allen Seiten rollten sich Teppiche auf und auf den Mann zu, er mußte fortwährend Schritte darüber hinwegnehmen, den Platz wechseln und wußte zuletzt gar nicht mehr, wo aus, wo ein. Aber es gab keinen Ausweg — wenigstens für seine Nerven — als den übers Portemonnaie. Er wußte zwar ganz genau, daß ein andrer kalten Bluts mit einer höflichen Vertröstung aus dem Laden gegangen wäre . . . er wußte, daß das durchaus angängig und allgemeine Sitte war . . . er wußte, daß er es früher selber auch so gemacht haben würde, damals, als er noch . . . aber das war jetzt eben nicht mehr so. Das höchste, was er sich an Kühnheit leisten durfte, war, daß er nicht den Teppich im Schaufenster, sondern etwas Billigeres nahm. Aber als der Türke um die Adresse fragte, wo er den Teppich hinschicken sollte, ergab sich eine neue Verlegenheit. Das Selbstverständliche kommt oft am Unerwartetsten. Der Mann schaute erst ganz ratlos drein. Plötzlich regten sich ein paar Fältchen in den Augenwinkeln. Es wurde kein Lächeln draus. Aber er schrieb etwas auf ein Stück Papier, steckte es dem Wartenden zu und ging rasch ab, als ob er Angst gehabt hätte, noch einmal zurückgerufen zu werden.

Im Weitergehen fand er nun wirklich ein Kaffeehaus. Hinter einer großblättrigen Zeitung geborgen, konnte er sich ungestört den auf ihn eindringenden Selbstvorwürfen hingeben und über seine lächerliche Unwehrhaftigkeit erröten. Erst nachdem er zwei Tassen starken Kaffees getrunken hatte, verspürte er, wie langsam wieder etwas Haltung in seinen Rücken kam. Doch nun ward ihm der widersinnige Gegensatz bewußt, der zwischen dem zimperlichen Verhalten seiner Gefühle angesichts der Mitbetenden in der Kirche und seiner Feigheit vor der Zudringlichkeit des Teppichhändlers auf grausam höhnende Weise zutage trat. In beiden Fällen war er vom Hochmut übertölpelt worden. Von just eben der Art Hochmut, den er sich verfrüht als abgetan und erledigt gemeldet hatte. Es war weder der Hochmut der ganz Dummen, die sich für gescheit halten, noch die umgekehrte Art, die den Gescheiten dumm macht. Ebensowenig handelte es sich um jenen angelesenen Hochmut der Schwächlinge, die sich an Nietzsche den Magen verdorben haben und Menschentum wie Menschlichkeit mit Sklavenmoral verwechseln. Nein. Der Mann gab sich jetzt klar und nüchtern Rechenschaft: Der Hochmut, dem er heute erlegen war, gehörte zu einer besonders tückischen Art, weil man seiner immer erst nachträglich inne wurde. So hatte er ihn den Leuten gegenüber, die mit ihm in der Kirche saßen, und mit denen er gemeinsam einen Gott anbetete, in eine fast feindselige Abwehrstellung zurückernüchtert, aber dafür dort, wo man nichts von ihm wollte, als möglichst viel Geld herausziehen, zum Torenbuben gelähmt und entmannt, so, daß er alles über sich ergehen lassen mußte. Unmutig suchte er zu ergründen, wo das Ungetier sein Versteck haben mochte, und an was es eigentlich seine Nahrung fand. Er überprüfte alle Möglichkeiten, auf irgend etwas stolz zu sein, alle Anlässe zur Selbstgefälligkeit und Verursachung von Eitelkeit, aber der Sitz des Uebels mußte mehr unterirdischer Art sein, so daß ihm ohne Grubenlampe nicht beizukommen war. Er nahm sich daher vor, täglich im Gebet um Erleuchtung zu bitten . . . nicht etwa aus Reue des törichterweise ausgegebenen Geldes wegen; über das mußte er sich ausdrücklich klar sein, obwohl auch in der Hinsicht sehr gewichtige Selbstvorwürfe berechtigt waren. Wie oft hatte er ein Almosen verweigert, weil er als selbstherrlicher Richter unbesehen die Würdigkeit des Empfängers bezweifelte! Hatte er nicht da und dort versäumt, einem Menschen beizuspringen, ein rettendes Darlehen zu gewähren? War er nicht unendlich vielen Gelegenheiten zum Geben feig ausgewichen, einzig irgend aus einer kärglichen Rechnerei heraus ins Bockshorn gejagt . . .

Er bezahlte, stand auf und merkte erst im Hinausgehen an der beflissenen Haltung des Kellners, daß er wieder ein übertriebenes Trinkgeld gegeben haben mußte. Kopfschüttelnd nahm er sich vor, künftighin nur bei solchen Gelegenheiten freigebig zu sein, wo ihm nicht nachgerechnet wurde, und die linke Hand nicht sah, was die rechte tat. Obwohl er sich nicht absichtlich als Großtuer benommen hatte, wurmte es ihn doch, lächerlich gewesen zu sein, ausgesehen zu haben, als ob er den Kellner beeindrucken oder das Lokal in Erstaunen zu setzen wünschte. Aber warum, aus welchem Grunde war es dann überhaupt geschehen? Auf einmal wollte es ihm scheinen, daß sein rätselhafter Hochmut just vom entgegengesetztesten Ende her an ihm nagte und in Wirklichkeit

nichts anderes war als eine Sorte perfider, würgender Demut. Aber mußte das ein Widerspruch sein? Konnten nicht krankhafte Demut und gesunder Hochmut ein und dasselbe Uebel benennen? Nach allem, was er erlebt hatte, seit . . .

In diesem Augenblick rannte er mit einem um die Ecke hastenden Herrn zusammen. Der Zwischenfall wurde durch beidseitige Höflichkeit und nachsichtheischendes Einanderanlächeln erledigt. Aber der Mann wäre fast noch imstande gewesen, Dank zu sagen. Der Anprall hatte ihn jählings freigerüttelt, so daß er nicht weitergrübeln mochte, sondern den Blick wieder nach außen gekehrt hielt. Er sah das Bild der Straße, die sich immer mehr belebte. Sie endete mit einem freien Blick über die Wasserfläche eines Sees, dessen Ufer sich fernhin in bläulicher Nebelhaftigkeit verloren. Er ging der Anlage entlang, die zur Ausmündung des Flusses leitete, überquerte die Brücke und nahm die jenseits berganführende Straße, die in die stilleren Viertel eines höhergelegenen Stadtteils verlief. Mehr als die Hälfte ihrer Fahrbahn wurde von der Breite zweier Tramgeleise eingenommen, in deren Rillen, trotzdem es nicht mehr regnete und hier vielleicht überhaupt nicht geregnet hatte, vier kaffeebraune Bächlein zu Tale rannen. Er ertappte sich darauf, daß er stehengeblieben war und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit das Anwachsen einer Ueberschwemmung verfolgte. Ein paar verschlammte Blätter hatten sich zu einem Damm gefügt und bewirkten eine Stauung, die über kurz oder lang zur Katastrophe führen mußte. Der Spielzeugmaßstab des Geschehens störte den Mann erst, als er ihm zum Bewußtsein kam. Auf einmal war alles unterbrochen. Die Gegenwart würgte die Erinnerung ab. Der Mann errötete stark und ging mit raschen Schritten, ohne sich umzuschauen, davon. Eine Zeitlang irrte er ziemlich planlos durch die Straßen, aber es schien doch, daß er auf ein Ziel losging. Vor einem großen Mietshaus, das hinter einem kärglichen Vorgarten stand und dessen Tür- und Fensteröffnungen mit verschlungenen Jugendstilornamenten bekrönt waren, machte er halt. Er schaute es genau an und verglich es mit den umstehenden und gegenüberliegenden Gebäuden. Eines von diesen schien das gesuchte zu sein. Er machte aber keinerlei Anstalt, es zu betreten, sondern nickte nur traurig und ergeben wie einer, der einen Verlust feststellt und sich damit abfindet. Dann lächelte er einem Kind zu, das auf einer Trottinette dahergerollt kam. Der Kleine brachte sich zum Stehen und blickte neugierig zu dem Mann auf. Aber er verstand die Frage nicht, die an ihn gerichtet wurde. Er schien keine Ahnung zu haben, wie man Dschungel spielte. In einem Küchenfenster wurde ein mißtrauisch starrendes Weibergesicht sichtbar, und der Mann spürte sofort, daß man ihn als verdächtiges Subjekt aufs Korn zu nehmen gedachte. Jedoch bevor er die Flucht ergriff, gab er sich Haltung und erwiderte den bohrenden Blick der Person mit so viel Verachtung, als er im Augenblick von sich zu geben vermochte. Als er sie soweit gestraft hatte, daß sie sich ab und wieder den Geschäften im Innern ihrer Küche zuwandte, ging er, steif aufgerichtet und sich mit Gewalt zu langsamen Schritten zwingend, von dannen, um erst außer Sichtweite in seine gewohnte rasche Gangart zu verfallen. Das Kind steckte einen Finger in den Mund und schaute ihm nach, solange noch etwas von ihm zu sehen war.

Immer nur in die Straßen einbiegend, die bergan leiteten, gelangte er an den Rand des Waldes, der sich auf den Höhen oberhalb der Stadt hinzog. Es lag kein Uebergangsgebiet dazwischen, Stadt- und Waldrand verzahnten sich so, daß es auf der Karte aussehen mußte wie eine sauber geleimte Schreinerarbeit. Freilich war es sehr verdünnte Stadt und sehr gezähmter Wald, was sich so eng berührte. Jenseits der ersten Höhe führte der Weg in eine Niederung, die wiederum städtisch überbaut war. Die Stadt selber blieb hinter dem überschrittenen waldigen Hügelzug verborgen, aber nun lag dafür die Kuppe einer Anhöhe frei, an deren Flanke sich burgartig lotrecht die glatten Wände mächtiger Sandsteinbrüche abhoben. Die blaugraue Nebelstimmung war einer ungewissen Sonnigkeit gewichen. Der Himmel wurde heller, und die Nebelschichten verzogen sich zu langhin gestrichenen Streifen, die regungslos im Blauen schwammen. Der Tag war schon weit vorgeschritten, als der Mann oben bei der aufgeschütteten Fläche anlangte, die aus dem Abfall der Brüche entstanden war und in ganzer Breite vor ihren Eingängen lagerte. Einen Augenblick lang mußte er veratmen und schaute dabei auf den gemachten Weg zurück. Von oben gesehen, nahm sich alles ganz anders aus. Der Vorort zu seinen Füßen mit dem Platz vor der quadratischen Kirche und der Tramschleife neben dem Depot war nun ein weit ausgreifender Arm des im weichen Dunstschimmer unendlich fernläufig erscheinenden Stadtkörpers, sein Griff hatte den vordern Waldhügel umfaßt und als Eigentum an sich gerissen. Die Aussicht reichte über die ganze grünlich gepolsterte Landschaft hin, in die das wabenhafte Stadtgebilde eingebettet lag. Es war deutlich zu erkennen, wie es sich anfänglich schmal gemacht und eng um den Seeausfluß gedrückt hatte. Wie es dann allmählich Masse angesetzt bekam und zuletzt in die Breite ging, so daß fast kein Ende mehr abzusehen war. Die Straßen und Häuser lagen in langen Schichten nach einer Richtung, bis sich plötzlich andere Schichten von Straßen und Häusern quer dagegen legten. Nur im innersten Kern, da, wo die Stadt ihren Anfang genommen hatte, ging noch alles krumm durcheinander. Die Münstertürme, der Rathausturm, die Kuppel der Universität und weit draußen am Stadtrand die Kamine gewaltiger Fabriken wirkten wie Stecknadeln auf einer Landkarte, die Anlagen am See entlang und der Stadtpark hinterm Bahnhof wie nachträglich zugetuschte dunkle Flecke. Gegen Süden lag jenseits der Stadt ein Bergzug, an dem sie sich in langen, rechteckigen Quartierblöcken emporzustufen suchte und bereits stellenweise zu der Höhe gelangt war, wo der Hang zu steil wurde, um eine weitere Bebauung zu gestatten. Auch das Villenviertel, das er im Ansteigen durchschritten hatte, war nun wieder sichtbar geworden. Von weitem erschienen seine Dächer tief ins Grüne gebettet, aber aus den Bäumen eines weiten Parkgevierts ragte prall, rund und glänzend wie die Schale einer verbotenen Frucht die Betonkuppel eines blendend neuen, aus Eisen und Glas erstellten Flachdachbaus. Der Mann fühlte ein Unbehagen, wenn er sich den Menschen vorstellte, für den das Haus gebaut worden war, und er zwang sich, den Blick von der Kuppel ab- und wieder der ganzen Landschaft zuzuwenden. Als er eine Weile über das Bild zu seinen Füßen hinweggestaunt hatte, wendete er sich um und ging den Steinbrüchen zu.

Ihre Eingänge waren teils tiefgeschnittene Engpässe durch den vorne stehengebliebenen, ansteigenden Hang oder dann krumme sandige Hohlwege zwischen dicht mit Unterholz aus Kiefern und Erlen bestandenen Geröllhaufen. Die eigentlichen Steinbrüche waren zum großen Teil verlassen, nur an wenigen Stellen wurde noch gearbeitet. Die grünlichen Wände ragten steilrecht glattgemeißelt aus dem Wirrwarr der wuchernden Wildnis. In einigen Brüchen war der Berg tief eingehöhlt worden, gewaltige düstere Hallen erstreckten sich unter dem Wald hin, von deren Decke unablässig Wasser tropfte und manchmal eine viele Zentner schwere Schicht nassen Gesteins auf die schon am Boden gehäuften Trümmer niederstürzte.

Aber die großartige Düsternis des Ortes schien dem Mann keinen starken Eindruck zu machen. Er hatte den Gang nicht zum Vergnügen unternommen und kam mit einer bestimmten Absicht. Die Wege mußten ihm bekannt sein, denn er hielt nur einmal zögernd inne, bevor er seitwärts in ein dichtes Gebüsch einbrach, das den Grund des Bruches bis zum Fuß der Steilwand hin ausfüllte. Er mußte auch nicht lange suchen, bis er die Oeffnung eines kaum mannshohen Stollens entdeckte, der ins Innere des Berges zu führen schien. Es war ein schwarzes Loch, das mit einem Schacht enden oder in ein Labyrinth auslaufen konnte. Vielleicht hielt sich auch unangenehmes Getier darin auf. Aber der Mann ging furchtlos hinein. Nach etwa dreißig Schritten war er an der Stelle angelangt, wo der Gang einfach aufhörte, ohne sich nach irgendeiner Richtung zu verzweigen. Hier zündete der Mann ein Streichholz nach dem andern an und suchte bei ihrem rötlichen Flackern die Wände ab. Endlich, als die Schachtel schon halb leer war, fand er die eingekratzte, aber von der Feuchtigkeit zerfressene Inschrift, die aus einem studentisch verzirkelten und umschnörkelten «T» bestand. Auch das Wappen mit den Totenköpfen daneben war noch zu erkennen, obwohl diese ebensogut etwas anderes vorstellen konnten, wenn keine Erinnerung die Deutung erleichterte. Der Mann nahm sein Taschenmesser und begann daneben ein paar Buchstaben einzukratzen. Aber noch bevor das erste Wort beisammen war, verlor er die Geduld. Kopfschüttelnd steckte er das Messer wieder ein und wandte sich dem Tageslicht zu. Als er aus der Höhle trat, sah er aus wie einer,

der nicht gefunden hat, was er suchte und nun nachträglich der Sache keine Wichtigkeit beimißt.

Die Sache hatte auch tatsächlich keine Wichtigkeit. Er ging den gleichen Weg zurück, den er gekommen war. Aber als er aus den absteigenden holperigen Wegen auf die ebene Straße kam, spürte er, daß seine Schuhe und Strümpfe voll unangenehm reibenden Sandes waren. Die Oertlichkeit war gerade noch ländlich genug, daß er im Schutz einer Hecke Gelegenheit fand, seine Fußbekleidung auszuschütteln und so die Belästigung los zu werden. Ein Tram hatte eben die Schleife umfahren und stand zur Fahrt ins Stadtinnere bereit. Der Mann beeilte sich, fertig zu werden, und es glückte ihm, eben noch im letzten Moment aufzuspringen. Die Linie umfuhr in weitem Bogen den Waldhügel, der die Stadt von dem Vorort trennte. Die Straße war zu beiden Seiten mit Villen und Mietshäusern bebaut, zwischenhinein aber kamen immer wieder grüne Lücken, die den Blick auf Aecker und Wiesen frei ließen. Es gab viele Haltestellen, aber der Mann, der zuerst allein im Wagen gesessen war, merkte nicht, daß sich Leute neben ihn und ihm gegenüber setzten. Er schaute auch nicht zum Fenster hinaus. Es schien ihm völlig gleichgültig zu sein, wo er hinfuhr. Als Fahrtziel hatte er den Hauptbahnhof angegeben, es war aber nur geschehen, weil ihm nichts andres einfiel. Denn schon bevor die Trambahn in die Kurve einfuhr, die zur letzten Rampe in die Stadt hinunterführte, stieg er aus. Die Uhr auf der Wartehalle zeigte auf zwanzig vor elf. Er wunderte sich, daß es nicht schon später Nachmittag sein sollte. Auf dem Platz ging es sehr lebhaft zu, und der Mann schaute drein wie einer, der mit einer schlechten Nachricht geweckt worden war. Er blickte angstvoll um sich, bis er einen Seitenweg erspähte, der eine schmale Rampe hinanging und in einer Anlage unter hohen Bäumen endigte. Im Schatten der Ulmen waren ein paar einfache Bänke angebracht, die gegen die Aussicht gerichtet standen. Zu ihren Füßen senkte sich ein aus Gärtchen und Terrassen gestuftes Gelände ziemlich steil zur Altstadt hinab, über deren Dächern, Höfen und mannigfaltigen Kamingebilden ein mittäglicher Silberdunst gebreitet lag, so daß die fernen jenseitigen Höhenzüge nur in zartesten Umrissen zu erkennen waren. Auch der aus vielen Geräuschen zusammengesetzte Taglärm der Stadt verschmolz in ein gleichförmiges Summen, das aus großer Tiefe emporzusteigen schien, während der Ort in Wirklichkeit die Firste der alten Häuser nur um ein geringes überragte.

Der Mann setzte sich hin. Er merkte auf einmal, daß er sehr müde war. Sobald er sich gehen ließ, gab auch die Kraft nach, die hinter den Augäpfeln saß und das Bild der Wirklichkeit vermerkte. Ein paar Male ging's hin und her, dann tauchte er unter. Von einer schwärzlichen Wohligkeit umfangen, glitt er dahin. Es war kein Träumen, es war nur ein süßes Sinken ins Nichtvorhandensein . . .

Aber jählings schoß er in die Höhe. Der Schreck zuckte ihm wie Schmerz durch den Körper. Ein millionenstimmiges Geschrei gellte ihm in die Ohren. War das Weltall zusammengebrochen? Tönte die Posaune zum Jüngsten Gericht? War der Zug entgleist? Langsam tappte er sich in die Wirklichkeit zurück. Nein. Was er als ohrenbetäubendes Gellen vernommen hatte, dauerte jetzt, da er die Augen auftat, als lebhaftes Gezwitscher vieler heller Mädchenstimmen an. Er wendete sich über die Lehne der Bank zurück und sah, was er im Herkommen nicht beachtet hatte. Die Ulmenallee, in deren Schatten er rastete, war auf einem Wall gelegen. Die rückwärtige, etwa mannshohe Böschung begrenzte den Hof eines großen Schulhauses. Eben hatte die Pause angefangen. Auf der bekiesten Fläche tummelten sich Mädchen vom Backfischalter aufwärts bis zur ernsthaften Jungfrau. Manche der Jüngsten jagten sich kreischend umher, andere gingen bereits auf sehr gesetzte Weise zu zweit oder kettenweise Arm in Arm. In der Mitte des Hofes bewegten sich zwei erwachsene Frauen. Die eine hatte graues Haar und trug sich ganz unauffällig. Die andre besaß schöne blonde Zöpfe, die sie zu einer Art Scheuledern gerollt hatte. Sie war noch jung, aber sah überarbeitet und unglücklich aus, so daß ihre Jugendlichkeit nicht zur Geltung kam. Dem Mann kam bei ihrem Anblick ein Lächeln um die Mundwinkel. Er stand auf und ging bis an den Rand der Böschung, wo er aus nächster Nähe in den Schulhof hineinsehen konnte. Dort blieb er, die Arme auf dem Rücken verschränkt, stehen und schaute auf das lebhafte Treiben hinunter. Es ging nicht lang, und die beiden Lehrerinnen wurden seiner gewahr. Die ältere begnügte sich damit, etwas erstaunt und mißtrauisch herüberzublicken. Die jüngere aber rückte den Zwicker auf der Nase zurecht und kam dann langsam in seiner Richtung gegangen. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, befahl sie den in seiner Nähe Fangens spielenden Mädchen, das Spielfeld mehr gegen die Hausseite zu verlegen. Einer daherwandelnden Kette schon älterer Schülerinnen wies sie eine andere Spazierrichtung zu. Als das Feld gereinigt war, blieb sie noch eine Weile am Fleck und hielt den immer ironischer werdenden Blick des Mannes aus. Zuletzt verlor sie die Fassung und hatte gerade noch Zeit, rechtsumkehrt zu machen, um ihre aufsteigende Röte zu verbergen. Mit langen Schritten begab sie sich zu der andern Lehrerin, und der Mann konnte deutlich beobachten, daß von ihm die Rede war und man ihm nichts Gutes zutraute. Es machte ihm eine Art bitterlichen Spaß, das schlimme Vermuten auf sich gerichtet zu spüren, und er begann es absichtlich herauszufordern, indem er unabtreiblich auf seinem Platz verharrte, bis die Schulglocke das Zeichen zum Beginn der nächsten Stunde gab. Die beiden Lehrerinnen gingen erst ins Haus, nachdem die letzte Schülerin im Eingang verschwunden war. Die mit den Scheuledern warf sogar noch vom Innern her einen drohenden Zwickerblitz nach dem Mann zurück, der noch immer, ohne sich zu rühren, dastand. Aber als sie vorsichtshalber ein letztes Mal vom zweitobersten Treppenhausfenster hinunterblickte, konnte sie beobachten, daß er langsam dem Ausgang der Anlage zuschritt.

Er nahm nicht den Weg, den er gekommen war, sondern stieg eine lange Treppe hinunter, die in einem Zug, ohne abzusetzen, zwischen den Häusern der Altstadt in der Tiefe verschwand und dort in ein schmales Gäßchen ausmündete. Aber wiederum gelangte er aus dem engen Gewinkel auf einen großen freien Platz, auf welchem sich mehrere Tramlinien kreuzten. Er schaute um sich und erkannte den Ort, von dem aus er seine Wanderung bergwärts angetreten hatte. Trotzdem war es ihm wie einem Verirrten zumute. In der Wartehalle standen die Menschen dicht gedrängt. Die Tramwagen waren bis zum letzten Platz gefüllt. Auf den Gesichtern stand Eile geschrieben, niemand sah aus, als ob er Zeit zu verschenken hätte. Sogar die Hausfrauen, die mit gefüllten Netzen vom Markt kamen, stellten sich ganz amerikanisch und taten, als ob sie es nicht vermöchten, ein paar Minuten für einen Schwatz zu opfern. Der Mann kam sich auf einmal unendlich töricht und zwecklos vor. Seit er die Kirchentür hinter sich hatte, war sein Tun und Lassen nichts als Torheit gewesen. Der Schwächeanfall beim Teppichhändler, das Trinkgeld, die stumme Szene mit der Köchin, der unnütze Gang zu den Steinbrüchen und schließlich der jungenhafte Scherz mit der Lehrerin nein, die ganze Zeit über hatte er nichts getan als den Diener seiner Marotten gemacht. Der undankbaren Marotten, die einem nie wiedergaben, was man an sie verschwendet hatte, die immer und immer neue Opfer zu fordern wagten, weil als Rückhalt der Hochmut hinter ihnen stand. Der heilig-verruchte Hochmut mit dem Januskopf, um dessentwillen der Mensch sein Bestes und sein Uebelstes tut. Und der letzten Endes gar kein Hochmut wäre, sondern nur die Verkappung einer würgenden Demut, die Hand an alles legt und der man entrinnen muß, wenn das Leben weitergehen soll.

Der Mann hatte plötzlich das Gefühl, irgendwoher aus der Menge scharf angesehen zu werden. Er drückte sich daher auf die Seite und ging unter einer Gruppe Bäume durch zum Seeufer hinüber, wo sich weniger Verkehr abwickelte. Zuerst machte er ganz langsame, unentschlossene Schritte. Aber dann schien ihm ein Ziel in den Sinn zu kommen, der Gang wurde freier und seine Haltung aufrechter. Als er die Brücke über den Seeausfluß hinter sich hatte und den das jenseitige Ufer säumenden Anlagen folgte, bewegte er sich mit der ruhigen Stetigkeit eines Mannes, der an ein bestimmtes Geschäft geht und weder hetzt, noch Zeit zu verlieren hat. Die Anlagen weiteten sich zu einem Parkgelände, auf dem prachtvolle Baumgruppen mit leichtgewellten Rasenflächen wechselten. Mit jeder Wendung der vielfach gekrümmten Wege kamen neue, wohlberechnete Ein- und Ausblicke zur Geltung. Aber der Mann sah nichts. Er ging einher, als ob er den Weg seit Jahren täglich viermal zu machen hätte. Hinter den Bäumen des Parkes ragten die Giebel und Türmchen eines vornehmen Villenviertels empor, das noch im Stil der aufgeregten Renaissance um

achtzehnhundertneunzig herum errichtet worden war und bereits anfing, im Schutze einer dichten Wildrebenbewachsung ehrwürdig zu werden. Der Mann überschritt die sehr breite Straße, die das Parkgebiet umfaßte, durchquerte das Villenviertel, stieg zu einer Bahnlinie hinunter und gelangte auf einem Steg über einen breiten, aber wasserarmen Fluß in eine neue Stadtgegend, die sich wie eine andre Welt vor ihm auftat. Aber er hatte die Vorhänge seines Bewußtseins herabgelassen und schritt gleichmütig dahin, ohne zu merken, daß die Straße nun geradeaus und mächtigen Kontorgebäuden entlang führte. Die launenhaft im Gelände lagernden Villen waren jenseits des Flusses zurückgeblieben, und es gab auch keine stillen Seitenwege mehr, die hinter prunkvollen Gittertoren in schweigende Parkgefilde verliefen. Zum Endziel, dem Straßen und Häuser in perspektivischer Verjüngung zustrebten, war nun die offen daliegende Ferne geworden, und es sah aus, als ob auch der Mann durch sie von dem Unstäten erlöst zu werden hoffte, das ihm treibend im Nacken saß. Denn er beschleunigte seine Schritte und ging von nun an sehr rasch, wie einer, der mit den Minuten sparen muß. Sein Blick blieb aber immer verhängt, und er schenkte dem Sichtbaren keine Beachtung. Er gewahrte nicht, daß den Kontorhäusern unaufhörliche Reihen nach ein und derselben Art gebauter Mietskasernen folgten. Auch wollte er die Leute nicht sehen, die ihm entgegenkamen. Es waren ihrer viele, denn es ging gegen Mittag. Sie machten alle leicht verdrossene Gesichter, denn der Alltag hielt sie gefangen, obwohl es ihnen nicht eben schlecht zu ergehen schien. Sie waren weder ärmlich noch nachlässig gekleidet. An den Häusern und auf der Straße machte sich eine gewissenhafte, aber unfreudige Reinlichkeit bemerkbar. In den Schaufenstern der Lebensmittelgeschäfte lag durchaus vertrauenerweckende Ware. Die nicht allzu spärlich aufeinanderfolgenden Wirtschaften hatten nichts Lockendes, aber wenn einer hungrig oder durstig war, bekam er das Nötige schlecht und recht vorgesetzt, wahrscheinlich auf grobem Teller und ohne überflüssige Freundlichkeit, aber im rechten Verhältnis zum geforderten Preis bemessen. Man war nicht reich in diesem Viertel, aber auch die Armut bestand weniger in dem, was sie vorenthielt, als in der öden Gleichmäßigkeit, die sie dem Dasein auferlegte. Der Mann sah nichts und hörte nichts, aber er verspürte die trübselige Stimmung, die von den Häuserblöcken ausging und sich in einer nebelhaften Hoffnungslosigkeit über die ganze Gegend hin lagerte. Als plötzlich eine brennende Müdigkeit im Fußgelenk auflohte, erwachte er und vermeinte mit Sicherheit, schon eine ganze Ewigkeit geradeaus gegangen zu sein. Aber als er hinter sich blickte, sah er, daß er kaum viel mehr als einen halben Kilometer zurückgelegt hatte, seit er bei den Kontorhäusern in die Straße eingebogen war. Die Sonne schien nun vom völlig unverschleierten Himmel herunter, und alle Dinge rückten in der harten Klarheit der Atmosphäre zusammen. Auch der Verlauf der Straße endete auf einmal nicht mehr im Unabsehbaren; ein mit Obstbäumen bestandener Hügelzug verriegelte den Abschluß und wirkte wie ein tröstliches Versprechen.

Da schlug es zwölf Uhr. Der Kirchturm mußte ganz in der Nähe sein. Der Mann fing fast an zu laufen. Aber es waren jetzt auf einmal viele Menschen auf der Straße, und da schämte er sich. Endlich trat die eine Häuserreihe zurück, und die Straße weitete sich zu einem mit Bäumen bepflanzten Platz, in dessen Mitte eine in einem nüchternen Linealstil erbaute Kirche stand. Der Mann schritt den umstehenden Häusern entlang, bis er fast wieder am Ausgangspunkt angekommen war. Aber die zweitletzte Tür trug ein Messingtäfelchen mit der Inschrift: Ev. Pfarramt des 9ten Distrikts. Und untendran, neben dem Wort «Wochengeschäfte», stand auf einem auswechselbaren Täfelchen der Name: Hans Brückmehl, Pfr.

Es schien eine vielbegangene Stiege zu sein, die in den ersten Stock führte. Die Stufen waren ausgetreten und die Wände stellenweise wie abgewetzt. Doch lag nirgends ein Stäubchen, und die Messingknöpfe am Geländer glänzten in makelloser Reinheit. Oben an der Gemachtür hing nochmals die selbe Tafel wie untenam Eingang. Der Mann zog an einem Griff, und eine klimpernde Schelle ertönte. Aber es ging ziemlich lang, bis sich drinnen etwas regte. Dann wurde die Tür aufgetan. Eine ältliche Diakonissin schaute den Mann durch funkelnde Brillengläser ein wenig mißtrauisch, aber nicht eigentlich unfreundlich an: «Sie wünschen?»

«Kann ich mit dem Herrn Pfarrer sprechen?»

«Der Herr Pfarrer ist ausgegangen. Soll ich ihm etwas berichten?»

«Nein . . . das heißt, ja. Wann kommt er zurück?»

«Das ist schwer, genau zu sagen. Je nachdem er halt aufgehalten wird. Er macht Armenbesuche.»

Der Fremde überlegte. Dann zog er die Brieftasche und entnahm ihr eine Visitenkarte: «Wollen Sie so gut sein und ihm einen Gruß ausrichten?» Er nickte freundlich und ging die Treppe hinunter.

Es war nicht so weit zum Bahnhof, wie er gedacht hatte. Er konnte sich Zeit lassen, denn er brauchte kein Billett zu lösen. Er war nur auf der Durchfahrt ausgestiegen. Seine Reise ging noch lange nicht zu Ende.

Als Brückmehl nach Hause kam, lief ihm die Gemeindeschwester entgegen. Sie war aufgeregt, denn sie hatte eine unerhörte Neuigkeit zu verkünden. Ein Teppich sei abgegeben worden, ein echter Gebetsteppich, heiße es auf dem Begleitzettel. Als Geschenk eines ungenanntbleibenwollenden Gebers. Ueber dem Aufruhr vergaß sie die Karte des Fremden abzugeben und den Gruß auszurichten. Erst am Abend beim Fortgehen kam ihr die Sache ins Gedächtnis zurück. Brückmehl steckte die Karte ein und ärgerte sich stillschweigend, den Besuch verpaßt zu haben. Er brachte ihn sofort mit dem Teppich in Zusammenhang. Das war echt! Er brummte etwas vor sich hin, und die Schwester, die zufällig die Ohren in der Nähe hatte, verstand, daß irgendwo ein Scharnier übergeschnappt war. Aber sie fragte nicht, welches, denn sie wußte aus Erfahrung, daß der Herr Pfarrer nicht gern darüber ertappt wurde, wenn er mit sich selber redete. Sie verzog sich daher leise und überließ ihn seinen Gedanken.

Gedrängte Uebersicht über das hauptsächliche Geschehen in den Kapiteln 18 (Benders neue Sachlichkeit), 19 (Begegnung auf der Wanderschaft) und 20 (Mitgegangen, mitgefangen).

Kapitel 18 zeigt uns den in einen Tatmenschen verwandelten Bender, wir lernen seine Pompapler Freundin Loulou kennen und wohnen einer komischen Begegnung mit seinem alten Dämon Fechinger bei. Im nächsten Kapitel begleiten wir Brückmehl auf seiner Bergwanderung und sehen, wie er sich mit seinem Verzicht abfindet. Daß er unterwegs die Bekanntschaft mit seinem alten Schulschatz Barbara Aplanalp erneuert, beglückt ihn. Aber das Zusammentreffen führt zu einer Verabredung, welche das zwanzigste Kapitel einleitet und die ihn unvermutetterweise mit Barbara und Erna Schlüssi zusammen in den Bannkreis Dorette Büsigers entrückt, deren Haus den Treffpunkt aller verneinenden und zersetzend wirkenden Geister bildet. Die drei harmlosen Menschen geraten in eine Gesellschaft wilder Snobbisten, die sich in den phantastisch hergerichteten Räumen der Villa Büsiger gütlich tun.

21. KAPITEL

Die gestiefelte Katze und der nackte Mann

Sein Bewußtsein war tief unter traumlosem Schlaf verschüttet gelegen und nichts von alle dem, was im Licht des Wachseins Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft bedeutete, hatte zu ihm hinunter zu dringen vermocht. Nun aber pickelte, scharrte und schaufelte es von oben her, das Gefüge der trennenden Schichten lockerte sich, wurde undicht, und der Mann merkte, daß er nun gleich zu vollem Bewußtsein erwachen mußte. Aber er widerstrebte der Veränderung und trachtete sich in die wesenlose Finsternis zurückzuwühlen. Eine Zeitlang konnte er die auf ihn eindringende Wirklichkeit abwehren, jedoch es kostete ihn eine Anstrengung, die ihn dem Wachsein nur noch näherbrachte. Und dann geschah etwas, das eben vorher schon einmal geschehen war. Ein Turmbau aus leeren Konservenbüchsen stürzte zusammen und begrub eine Schar fliehender Kater unter sich. Hierauf klapperte es wie hohles Totengebein und eine näselnde Stimme behauptete, daß das Leben ohne Kitty ein wahres Jammertal wäre. Fast schien es, als ob nun etwas wie Musik folgen wollte, aber dann fielen wieder holternde, polternde, hopsende und stolpernde Rhythmen kunterbunter überpurzelnd die entgegengesetztesten Tonleitern hinab.

Der Mann ergab sich nun darein, langsam wach zu werden, aber er wußte damit nicht, was das Wachsein von ihm verlangte. Erst nach mühseligem Ergrübeln gelang es ihm, was vorher einmal gewesen war, mit dem, was er jetzt erlebte, zu verbinden.

Nur eines wollte sich in keinen Sinn fügen. Er sah nicht ein, was die Jazzmusik dabei zu tun hatte. Langsam erhob er sich von den gerollten Teppichen, auf denen er gelegen hatte, und stellte die Richtung fest, aus der sie kam. Dann tappte er Schritt um Schritt vor sich hin. Die Finsternis gramselte von werdenden und zerfließenden Gestalten. Sie war nicht tot und wesenlos, wie vorhin der Schlaf, sondern von einem seltsam geschäftigen Treiben erfüllt. Auf einmal spürte der Mann Wand vor sich. Er tastete sich ihr entlang, bis seine Hand über leicht erwärmte Röhren glitt und fingernd einen elektrischen Lichtschalter erriet. Ein schwacher Druck mit dem Daumen genügte, um jähe Helligkeit aufstrahlen zu lassen und dem ungewissen Raum sichtbare Ausmaße zu geben. Aber das Hebelchen blieb unverrückt. Die Finsternis hemmte zwar, doch bot sie auch Schutz. Sie hielt Aengste und Schrecken in sich gefangen, die im Licht plötzlich Gestalt annehmen und ihn anspringen konnten, weil seine Wehrlosigkeit offenbar wurde.

In diesem Augenblick schwieg die Musik, nachdem sie ein paar brünstige Quietscher getan hatte. Aber in die Stille hinein setzte sich ein Geräusch fort, das schon vorher dagewesen sein mußte, jedoch unter der synkopischen Ueberlärmung nicht hatte laut werden können. Es war ein anhaltendes, gleichbleibendes und eintöniges Summen, das sich fast nicht vom völligen Schweigen abhob und doch unabweisbar aufs Gehör eindrang. Es schien einer ganz bestimmten Richtung zu entspringen, während vorher die Jazzmusik durch alle Wände hereingesickert kam.

Die Hand des Mannes ließ den Schalter los und tappte der Wand entlang weiter, dem rauhen Anfühlen nach, bis es auf einmal nicht mehr da war. Die Hand suchte im Leeren, bis sie das Mauerwerk wieder gefunden hatte, und tastete sich nun seiner Dicke nach über das, was der Fuß als eine Schwelle empfand, in die Finsternis eines andern Raums hinüber. Aber hier tat sich nun plötzlich ein leuchtendes, rundes Auge auf, dessen Iris in einer leicht zitternden Trübung befangen war, und von dem das gleichmäßig singende Tönen herkam. Der Mann ließ die Wand los und ging auf das Auge zu. Er hatte keine Angst mehr, denn er erriet, daß das Auge ein Ventilator war, der in einem runden Mauerloch stand. Es war just auf der Höhe angebracht, daß der Mann hindurchschauen konnte. Jenseits lag ein rötlich beleuchteter Raum, aber er vermochte nichts deutlich zu erkennen, weil das Flimmern der sich jagenden Flügel wie ein Schleier vor der Sicht stand. Trotzdem hielt ihn eine Art erwartungsvoller Neugier fest, und er starrte in das Loch wie auf eine Bühne, von der jeden Augenblick der Vorhang weggezogen werden mußte. In der Tat vernahm er plötzlich ein metalliges Schnappen und merkte, wie die Energie des treibenden Dynamos aussetzte. Das Flimmern der gehetzten Flügel verdichtete sich zu einem drehenden Rad, und dieses schrumpfte verlangsamend zu löffelartigen Messingspeichen ein. Das Sichtfeld war nun nicht mehr getrübt, aber dafür in ein Puzzle seltsam umrissener Ausschnitte zerhackt. Immerhin genügte das Wenige, was der Mann auf den ersten Blick zu erfassen vermochte, um ihm den Zusammenhang mit vordem Erlebtem zurückzugeben und vor allem die Geschehnisse und Ursachen, die ihn bis anher geführt hatten, in ihrem weitern Sinne deutbar zu machen.

Es war schon einmal ganz ähnlich gewesen. Der Nachtzug, die Ankunft in der großen Halle. Nur war er diesmal von Osten gekommen, statt von Westen, und die Stadt hatte noch ihr nächtliches Aussehen gehabt, als er ausstieg. Auch in der Kirche herrschte eine ganz andere Stimmung. Statt des durch blasse Glasgemälde gesiebten Tageslichts erleuchteten ein paar spärliche Kerzen und Glühbirnen den hochstrebenden Raum. Er war an den gleichen Platz gekniet wie damals, und es wollte ihm scheinen, als ob auch die selben Leute in den Bänken um ihn herumsaßen. Aber hier wurde etwas unklar in der Erinnerung. Wie kam das, daß er die Messe nicht zu Ende gehört hatte? Eine Trübung war über ihn gekommen. Zuerst hatte es wie ein Rauch angefangen. Ja, es war Rauch gewesen, duftender Rauch, Weihrauch. Aber dann hatte es sich wie Nebel um seine Seele gelegt und dann war Fühllosigkeit eingetreten. Der Nebel verzog sich, und es war nichts mehr da als die Leere. Sein Wollen versiegte, und er ließ sich widerstandslos hinsterben. Körperlich lebte und blieb er vorhanden. Er spürte die Härte der Betbank, gegen die seine Knie drückten, und sein Magen erinnerte kräftig an das noch ungenossene Frühstück. Aber was am Altar vorging, kümmerte ihn nicht mehr. Auch stieg deswegen kaum der Schatten eines Schuldgefühls in ihm auf. War es möglich, daß der Teufel die Seele geholt und aus Versehen den Leib lebendig zurückgelassen hatte? Auf jeden Fall war ihm zumute, als ob der Boden seines irdischen Behältnisses ein Leck gekriegt hatte, durch das sich der eigentliche Inhalt unwiederbringlich entleerte. Bis jetzt hatte der Mann diese Leere nur an einem bestimmten Punkt verspürt ... da, wo die Liebe zum Nächsten ihre Nische haben sollte. Nun aber war sie zu einem Allgemeinzustand geworden, dessen Hauptmerkmal in einer farblosen Gleichgültigkeit bestand, von der er nicht wußte, ob sie schlimmer oder besser war als Verdammnis. Er sah, daß die Messe noch längst nicht zu Ende war, aber sein Leib verließ die Kirche und führte ihn vor eine dampfende Tasse Kaffee. Der Leib sog den Kaffee in sich auf und wurde heiterer Laune. Er schlug vor, einen Gang zu tun und seinen willenlosen Meister spazieren zu führen. Der Meister war einverstanden und ließ ihn gewähren.

Es war unterdessen Tag geworden. Agasul lag auch heute wieder im Frühnebel, der über Nacht aus See und Fluß aufgestiegen war und alle Entfernung verschleierte. Aber der Herbst hatte seine Tage gezählt, er war alt und grau geworden, und das Flittergold seiner Glanzzeit lag als Kompost gehäuft oder sonst in die Winde verstreut. Der Nebel barg keine Ueberraschungen, die Dinge, die er hergab, glänzten in einem nassen, alltäglichen Grau. Aber er verwischte jede Vertrautheit. Alles rückte auseinander, und alle Türme wurden höher. Der Mann vermeinte fortwährend auf unbekannten Wegen zu gehen und erkannte nur bisweilen ein Merkmal, welches ihn daran erinnerte, daß er mit der Oertlichkeit längst und von jeher vertraut war. Auch spürte er deutlich, daß ihn der Bruder Leib keinen ziellosen Weg führte, wenn er auch seltsame Pfade einschlug. Wahrscheinlich folgte er der Seele, die vorausgeflogen war und irgendwo auf ihn wartete. Denn die Trennung konnte doch wohl keine endgültige sein, obwohl sie wahrscheinlich auf höheren Befehl und in Hinsicht auf ganz bestimmte Ratschlüsse geschehen war. Er brauchte sich nur der Spur nach leiten zu lassen, dann mußte sich alles übrige von selbst ergeben.

Agasul war eine seltsame Stadt. Frühling und Sommer standen ihr wenig zu Gesicht. Aber der späte Herbst kleidete sie in eine Würde, die ihr sonst nicht zu eigen gehörte. Besonders wenn mit dem wachsenden Tag die Nebel leichter wurden und der sonndurchwobene Dunst die Seelandschaft bräunte und an ein paar wenigen Punkten sogar leise vergoldete. Der Mann war bis an den Rand des Stadtwaldes gelangt und tat nun, tief den Atem einziehend, einen Blick zurück. Die Aussicht bot sich beschränkter, als weiter droben von den Steinbrüchen her. Aber das seltsame Haus war auch von hier aus zu sehen, die Betonkuppel ragte staubgrau und fremdkörperlich zwischen entlaubten Baumkronen empor. Der Mann fragte sich plötzlich erstaunt, ob das, was mit ihm geschah, in einem bestimmten Zusammenhang mit andern Geschehnissen stand, die von jenem Haus aus eine Art magischer Anziehung übten.

In diesem Augenblick hörte er raschfolgende Hufschläge hinter sich. Eine schlanke Reiterin auf einem schwarzen Pferd kam auf dem Reitweg im Park geritten. Der Mann wußte eigentlich nicht recht, weshalb er hinter einen Baum getreten war, als ob er sich verbergen wollte. Hatte sich der Bruder Leib seines entseelten Meisters geschämt? Die Forttrabende verschwand fernab im fleckigen Walddämmer. Der Meister hätte ihr gern noch nachgeschaut, aber der Bruder Leib machte auf einmal kehrt und ging in entgegengesetzter Richtung davon. Der Bruder Leib schien ganz genau zu wissen, wohin er sich zu wenden hatte. Freilich, es war seltsam, der Weg, den er einschlug, ging nie geradeaus, sondern machte allerhand Schlingen und Krümmungen. Der Mann ergab sich geduldig drein, er folgte sich selber mit der selbstverständlichen Geduld eines Hundes, der den Spuren seines Herrn nachläuft. Endlich lenkte er zwischen den offenstehenden Flügeln eines prachtvoll geschmiedeten Gittertors in die peinlich sauber bekiesten Wege eines Privatparks ein. Am Fuß zweier mächtiger Ulmen plätscherte ein Brunnen. Das Wasser floß aus einer breitmäuligen Röhre, die im Rachen eines Delphins steckte. Das Becken stand in einem dichten Efeugewirr verborgen, aber Leib und Schwanz des Ungetüms verliefen und schnörkelten sich nach oben, wo das ganze von einer barocken Wappenzier bekrönt

wurde. Das zierliche Monument war, was sich schon aus der starken Verwitterung ersehen ließ, aus dem grünlichen Sandstein der Agasuler Brüche gearbeitet. Der Mann näherte sich der Röhre und trank. Er streichelte mit der Hand über das Wappen und nickte weise vor sich hin. Dann setzte er sich auf die um das Brunnenbecken laufende Steinbank und wartete. Der Bruder Leib war plötzlich müde geworden und seinem Meister fielen die Augen zu. Aber es wurde kein richtiger Schlaf. Es war ein Schlaf aus dem Leeren, ein Schlaf ohne Seele und ohne Tiefe, vielleicht wie ihn das schutzlose Tier schläft, sprungbereit, wachsam im Unbewußten und durch geschlossene Lider sehend.

Der Mann spürte genau, was um ihn herum vorging. Er merkte, wie der Sonnenschein, der im Gezweig spielte, langsam unwirklich wurde. Der Himmel bleichte, ohne sich eigentlich zu bewölken. Die wachsende Wärme hatte die Nebel zum Steigen gebracht, und sie hingen nun als weitgezogener Schleier vor der Bläue des Himmels. Ein leiser Luftzug erhob sich. Aber er fächelte nur kühl einher, denn er fand nichts, womit er spielen konnte. Der Rasen unter den Bäumen war so reingefegt, daß kaum der Rest eines welken Blatts auf den geschorenen Halmen lag. Nun knirschten Schritte im Kies. In der Wegbiegung tauchte eine Frauengestalt auf. Sie schien es sehr eilig zu haben. Sie war in einen grauen Staubmantel gekleidet und trug einen Handkoffer. Unter ihrem Hut kam goldblondes Haar zum Vorschein. Der Schlafende wollte sich einen Ruck geben, aber er konnte sich nicht rühren. Kein Glied gehorchte, er war wie von einem Krampf umspannt. Nur in die schlaff herabhängenden Hände kam ein leises Zittern. Hoch oben im Gewipfel der Ulmen tummelte sich ein Eichhörnchen. Es sprang von Ast zu Ast und huschte den dünnsten Zweigen entlang. Bisweilen hielt es inne, äugte oder hatte etwas zu knabbern, kreiste dann in steigenden oder fallenden Windungen um die Dicke des Stamms oder verschwand auf lange Augenblicke, um jählings andernorts aufzutauchen und neue Spiele zu beginnen. Aber die unten Gehende schaute geradenwegs vor sich hin und merkte nicht auf das, was über ihr vorging. Unter einem besonders gewagten Sprung des Tierchens löste sich ein Büschel geflügelter Früchte, das vom Wind vergessen hängen geblieben war, und sank in langsam schraubender Drehung, bis es sich sanft auf die Schulter der eilig Ausschreitenden legte. Sie merkte nichts. Sie kam an dem Brunnen vorüber, ohne einen Blick seitwärts zu tun. Das Eichhörnchen lief lotrecht am Stamm hinunter. Als es fast den Boden erreicht hatte, wurde es einer großen schwarzen Katze gewahr, die über den Rasen heranschlich. Mit einem schnalzenden Laut setzte es zum Stamm des nächsten Baumes hinüber und jagte in einer Spirale bis in dessen obersten Wipfel hinauf. Dort war es unversehens wieder weg, kam aber gleich darauf im Dunkel einer benachbarten Tanne zum Vorschein. Jedoch die junge Frau ging unten durch, ohne aufzusehen. Das Tierchen folgte ihr zu Häupten von Baum zu Baum, bis sie durch das Gittertor auf die freie Straße trat.

Die schwarze Katze war nun beim Brunnen angelangt. Sie strich um die Beine des schlafenden Mannes und schnurrte. Sie spann den Zauber einer lähmenden Behaglichkeit um ihn, so daß er je länger desto weniger Herr seines Willens wurde. Es wäre ihm unmöglich gewesen, aufzuwachen, obwohl seine Vorstellung nicht schlief und in seltsam klarer Gegenwärtigkeit allem beiwohnte, was um ihn geschah. Sie erblickte, was vorging, wie von einer andern, unbeteiligten Person aus. Sie sah den Mann schlafen und im Schlaf Gesichter machen. Sie sah, wie er mehr und mehr in sich selber zusammensank, als die junge Frau in der Ferne verschwunden war. Sie erkannte, daß die junge Frau, das Eichhörnchen und die schwarze Katze bestimmten Kräften gleichkamen, deren jede auf ihre Art in Beziehung zu seinem Schicksal standen. Die junge Frau war früher schon einmal dagewesen ... die Vorstellung brauchte sich nur rückwärts zu wenden und in Erinnerung zu wandeln, um ein Schulmädchen mit blonden Zöpfen und Sommersprossen zu schauen, das einst ganz nahe zum Alltag gehört hatte. Es wäre eine Freude und vielleicht ein Glück für den Mann gewesen, wenn die Vorübergehende angehalten, ihn schlafen gesehen und mit sanfter Anrede geweckt hätte. Möglicherweise würde sie ihn mitkommen geheißen haben und in eine Richtung gewiesen, die zu einem klaren Wiederfinden mit sich selber führte. Aber die Schritte waren verklungen und nichts blieb zu hören als das fordernde Schnurren der schwarzen Katze, deren Schmeicheln immer dringlicher wurde. Aber auch das Eichhörnchen tanzte wieder in der Nähe herum. Es schien jede Vorsicht vergessen zu haben und machte seine Kapriolen fern von den rettenden Stämmen auf dem freien Rasen. Wenn es der Katze einfiel, hinzuschauen und ein paar Sprünge zu tun, war es verloren. Aber sie ließ sich nicht ablenken und fuhr fort, den Mann zutunlich zu umschmiegen. Seine Hand krallte sich ein paarmal zusammen, als ob es gälte, einen weichen, nachgiebigen Katzenbalg zu umklammern, aber der Griff schloß sich nicht, denn die Katze strich wollüstig mit ihrem Buckel drunter durch, so daß er wie weichen gleitenden Sammet durch seine Handflächen ziehen fühlte. Oder sie drängte die Rundung ihres Kopfes mit der kleinen, kühlfeuchten Schnauze in seine hohle Hand, bis er hinter den aufgestreiften Lefzen die kleinen, spitzen Zähne und gleichzeitig die kitzelnden Schnurrbarthaare spüren mußte. Bisweilen zog sich dann die Hand mit einem unwilligen Ruck zurück, der aber nie soweit ging, den lastenden Schlaf zu durchbrechen. Es kam höchstens dazu, daß der Schlafende leise stöhnend die Stellung wechselte, um sein Körpergewicht zu verlegen. Aber sonst geschah nichts.

Nun tönten auf einmal Hufschläge über den Kiesweg her. Die schlanke Reiterin kam auf ihrem schwarzen Pferd durch die Allee geritten. Sie schaute fremd und hochmütig in die Baumkronen hinauf. Ihre Linke spielte mit der Reitgerte, deren Ende aufs Hinterteil des Pferdes traf und fortwährend in leichten schnellen Schlägen das Fell berührte. Das Pferd ging im Schritt. Ums Maul hing ihm Schaum, es war ihm anzusehen, daß es tüchtig getummelt worden war. Auch die Reiterin schien hergenommen. Sie hatte die schwarze Jacke aufgeknüpft, und die weiße Hemdbluse drunter lag eng auf den Formen. Die wachende Vorstellung sah ganz genau, wie es ihr zumute war, daß es grau und lustlos in ihr ausschaute, und daß es besser war, wenn sie seiner nicht achtete und stumm vorbeiritt. Das Eichhörnchen hüpfte plötzlich wieder hoch oben im Gezweige umher, kreuz und quer über die Allee, von einem Baum zum andern. Die Reiterin konnte nicht anders, als ihm zuzusehen, aber es geschah teilnahmslos, ohne Freude am Spaß der tollen, verwegenen Sprünge. Der Schlafende sah sich selber mehr und mehr zusammenducken, klein und unbemerkbar werden, je näher die Reiterin kam. Sie hielt den Blick unentwegt nach oben gerichtet, während sie schlapp im Sattel saß und sich vom Schritt des Pferdes hin und her wiegen ließ. Schon war sie beinahe vorüber, als die Katze plötzlich fauchend emporschoß, dem Schlafenden einen Pfotenhieb über die Hand versetzte und dem Pferd zwischen den Beinen hindurch davonrannte. Dieses scheute, fing an zu tänzeln, und die Reiterin hatte Mühe, es zu bändigen. Während sie sich so mit dem Tier mühte, das sich auf dem Platz drehte und ausschlug, erblickte sie den Schlafenden. Ihre stechenden Augen blieben an ihm hängen, während sie das Pferd langsam zu ruhigerm Stehen brachte, und als es soweit war, daß sie die Lippen nicht mehr aufeinanderklemmen mußte, rief sie ihn auf:

«Heda! Sie, Mann! Was suchen Sie hier?»

Der Schlafende sah sich zu, wie er aufwachte, und war dann auf einmal wieder eine Person mit sich selber. Er spürte, daß ihm ein Bein eingeschlafen war und daß er nicht sogleich aufstehen konnte, wie es der gute Ton erfordert hätte. Doch wußte er nun mit einemmal, daß er ja nur auf den Engel wartete, der ihm seine Seele wieder zuführen sollte. Es fiel ihm daher gar nicht ein, ein schlechtes Gewissen zu haben und sich anschnauzen zu lassen. Außerdem war ja das Wappen am Brunnen da s e i n Wappen. Der Boden, auf dem er sich befand, hatte seinen Ahnen gehört. Anno fünfzehnhundertsiebenundneunzig kaufte der Venner Albrecht von Scharnachthal einen Weinberg am Bühel ob der Stadt, und sein Urenkel, der Ratsherr, machte um siebzehnhundertvierzig ein kleines Miniaturversailles daraus. Im neunzehnten Jahrhundert war das Gut verkauft und teilweise parzelliert worden. Der Käufer hatte das Schlößchen und den Park für sich behalten und am Rest des Grundbesitzes ein Vermögen verdient. Dieses Vermögen wuchs im Verlauf dreier Generationen und des Weltkrieges zu beinahe amerikanischen Proportionen an, und die einzige Erbin des Ganzen ... na, ja, die war eben im Begriff, ihn mit Schimpf und Schande hinauszuweisen! Aber wie reimte sich das zusammen? Er war doch ausgezogen, um seinen Engel zu treffen, und statt dessen stand er da und war versucht, Stolz und Hochmut

gegen Hochmut und Stolz auszutrumpfen! Die Dame auf dem Pferd hatte eine Stimme, die einen kalt durchlöcherte . . . sollte er sich zu erkennen geben und die Sache im Guten schlichten? Nein, das war nicht fair play dem Engel gegenüber. Warum hatte er auch gleich das Wappen erkennen müssen! Aber das bedeutete vielleicht gerade die Prüfung, die er über sich ergehen lassen mußte, damit er wieder zu seiner Seele kam. Er mußte das Wappen vergessen und den Boden, auf dem er stand, verleugnen und frei von allem Wissen und aller Erinnerung Demut üben. Nur auf diesem Weg vermochte er der Last ledig zu werden, die ihm auf die Lunge drückte, und die Leere zu füllen, die ihn am Herzen ängstete. Nur über die vorbehaltlose Demut führte der Weg zu der Liebe, die ihm fehlte, und die es ihm erst ermöglichen konnte, am Herzen Jesu teilzuhaben. Solang er nicht von sich selbst befreit war, konnte er lang in die Kirche gehen und auf gut Glück kleine Andachtschauer empfinden, das Eingehen in Gottes ewige Klarheit blieb ihm versagt.

Er erhob sich langsam und zog den Hut. Aber er fand nicht sogleich die Worte, die ihm wahrer Demut angemessen schienen. «Entschuldigen Sie», stieß er rauh hervor, «Sie haben recht. Ich habe hier nichts zu suchen. Erlauben Sie, daß ich gehe . . .»

Die Reiterin schnellte die Gerte ans Stiefelleder, daß es hart aufknallte, und stellte ihm das Pferd quer in den Weg. «Was Sie hier suchen, hab' ich gefragt! So kommen Sie mir nicht aus!» Die Worte klangen hart und kantig, obwohl sie beim Reden den Mund kaum auftat. «Der Gärtner beklagt sich, daß in einem fort Sachen wegkommen. Wer sind Sie? Wie heißen Sie?»

Der Mann hob die Schultern. Dann sagte er langsam und ohne Betonung: «Wenn ich sage, daß ich nichts genommen habe, ist's nur der Wahrheit zulieb. Ich bin kein Dieb, weil es mir bisher an der Not und an der Gelegenheit gefehlt hat. Aber ich will gern meine Taschen umkehren, denn ich darf Ihnen nicht zumuten, daß Sie meinen bloßen Worten glauben.» Er schaute an sich herunter und bemerkte erst jetzt so richtig, wie vernachlässigt er einherging. Die Reiterin drängte das Pferd gegen ihn: «Ich habe weder Zeit noch Lust, Ihre Taschen auszumisten. Das werden meine Leute besorgen. Gehen Sie voraus! Hopp, marsch!»

Es schien einen Augenblick lang, als ob der Mann sich auflehnen wollte. Der Blick der Reiterin verfing sich in seine Augen, und ein jäher Schreck fuhr ihr den Arm hinunter; die Hand in der rechten Hosentasche ertastete zwischen Schlüsselbund und Nastüchern ein kleines zierliches Revölverchen, der Zeigfinger legte sich um den Stecher, und der Daumen drückte das winzige Sicherungshebelchen nieder.

Aber die Augen des Mannes wandten sich plötzlich ab, wie einem fernen Rufer zu, sein Rücken wurde wie unter einer stückweise aufgelegten schweren Last gebogen, fast wollten auch die Knie nachgeben und einknicken, doch statt des Sturzes erfolgte ein schwerfälliges Drehen des ganzen Körpers. Der Mann leistete der Aufforderung Folge und ging vor dem Pferde her. Er spürte das heiße, feuchte Schnauben des Tieres im Nacken, die Reiterin folgte ihm dicht auf den Sohlen. Er hörte, wie die Hufe den Kies aufschürften, und vernahm das leise Ripsen und Klirren des Lederzeugs . . . das Gut war größer, als er gedacht hatte. Endlich mündete der Weg mit einer Schwenkung auf einen großen Platz ein. Links, wo einst das Herrschaftshaus gestanden hatte, erhob sich ein unregelmäßig kubischer Sachlichkeitsbau . . . die rechts den Platz abschließenden Wirtschaftsgebäude und Garagen waren in dem pseudoenglischen Landhausstil erbaut, der um 1900 herum als modern galt. Ein mächtiger Lincoln stand vor dem Brunnen, ringsum verliefen Wasserlachen aufs Pflaster. Der mit der Reinigung des Wagens beschäftigte Chauffeur grüßte militärisch, während er mit der Linken die Schlauchmündung regierte. In einem Zwinger heulte eine riesige dänische Dogge. Aus einer Stalltür kam ein Reitknecht gelaufen und half der Dame beim Absteigen. Drüben im Wohnbau ging ebenfalls eine Tür auf, und zwei Zofen stellten sich empfangsbereit links und rechts daneben auf.

Der Mann erwartete geduldig, was mit ihm geschehen sollte. Die Dame sprang aus dem Sattel und beaufsichtigte den Groom, der dem Pferd die Sattelgurte lockerte und eine Wolldecke über den Rücken legte. Dann ließ sie sich von dem Mann, der das Auto reinigte, einen kleinen Kratzer in der Politur der Motorhaube zeigen. Aus der Haustür kam ein galonierter Maître d'Hôtel gelaufen, dessen behandschuhte Rechte einen Teller hielt, auf dem ein Expressbrief lag. Die Dame riß den Umschlag auf, ohne den Bringer zu beachten. Nachdem sie ein paar Zeilen gelesen hatte, faltete sie das Papier zusammen und schaute unentschlossen vor sich hin. Sie schien irgend etwas ausrechnen zu müssen. Der Maître d'Hôtel war respektvoll wartend stehengeblieben. Er warf einen verwunderten Blick auf den schlechtgekleideten Menschen, den die Herrin mitgebracht hatte, und schaute dann fragend zu dem den Wagen spritzenden Chauffeur hinüber. Aber dieser wußte nur mit den Achseln zu zucken, und der Reitknecht gab seine Unwissenheit durch Kopfschütteln zu verstehen.

Endlich mußte die Dame mit ihren Ueberlegungen zu Ende gekommen sein. Sie steckte den Brief in ihre Rocktasche und ging auf die Haustüre zu. Der schlechtgekleidete Mann folgte ihr, als ob es sich um die größte Selbstverständlichkeit handelte. Er ging etwas fünf Schritte hinter ihr her, und nach weiteren fünf Schritten kam der Maître d'Hôtel. Die Dame ging durch ein kleines Vestibül, dessen Boden mit dicken Teppichen belegt war, dann ein paar Tritte aufwärts in eine weite Halle, deren Fenster und Türe auf die jenseitige Richtung gingen und einen weiten Blick über den See und die unten liegende Stadt darboten. Auch hier war der Boden mit Teppichen belegt, die jedes Schrittgeräusch verschluckten, desgleichen auf der Treppe, welche die Dame nun hinanging, immer in einiger Entfernung von dem schlechtgekleideten Mann gefolgt, während der Maître d'Hôtal unten stehenblieb und den beiden erstaunt, wenn auch nicht weiter beunruhigt, nachschaute.

Die Dame trat in einen weiten Raum mit mächtigen Glasfenstern. Es war ein richtiges Maleratelier. Auf komplizierten Rollstaffeleien standen prachtvoll gerahmte Leinwanden umher. Weiße, unbemalte Leinwanden. Einzig an der Wand hing etwas, das ein Bild vorstellen wollte. Ein paar Rechtecke und Zahnräder durchquerten die bescheidene, wenn auch stellenweise unnötig deutliche Kontur eines weiblichen Körpers. Der Rahmen war ein Prunkstück besten Luis treize's, in Schnitzerei und Vergoldung gleich gut erhalten. Auf Gestellen und Schemeln befanden sich Malutensilien, mit Farbtuben erster Marken gefüllte Kasten und maurische Tontöpfe, aus denen ganze Sträusse der teuersten Marderpinsel ragten. Eine ganze Ecke aber wurde von einem Riesendivan eingenommen, auf welchem ein Geröllberg der verschiedenartigsten Kissen lag. Die Fenster waren mit raffinierten Verdunklungsvorrichtungen versehen, mit wenig Handgriffen konnte das Tageslicht, in einen schmalen Strahl verdünnt, auf einen beliebigen Punkt der untern Raumhälfte gerichtet oder je nach Wunsch fürs Ganze gedämpft oder verstärkt werden. Am Boden lagen die selben dicken, schalldämpfenden Teppiche wie im übrigen Haus, nur waren sie hier in einer unausgesprochen neutralgrauen Tönung gehalten.

Die Dame blieb vor einer der Staffeleien stehen, steckte die Hände in die Hosentaschen und fing an, zu pfeifen. Sie hatte die Türe hinter sich offen gelassen, und der Mann war nach ihr über die Schwelle getreten. Er wartete stumm und geduldig, bis die Dame sich umdrehte. Sie mußte gespürt haben, daß jemand hinter ihr stand, aber fuhr dennoch zusammen, als sie den Menschen vor sich sah, den sie über der durch den Expressen erhaltenen Nachricht völlig vergessen hatte. Doch ihre Haltung straffte sich sofort wieder. Nichts verriet, daß die rechts Hand in der Hosentasche das Revölverchen umklammerte. Die Dame vergab sich in nichts. Bloß auf der Stirne zeichneten sich ein paar schiefe, einseitige Falten ein, und die Augenlider verengten sich. Ihre Stimme tönte mehr spöttisch als unwillig: «Wer hat Sie geheissen, mir nachzulaufen?»

Der Mann antwortete langsam und ohne die mindeste Erregung zu verraten, er habe gemeint, sie wolle ihn noch durchsuchen lassen. Er stände nach wie vor zur Verfügung.

Die Dame musterte ihn von oben bis unten. Dann schnüffelte sie und verzog die Mundwinkel: «Wann haben Sie sich das letztemal gewaschen?»

Der Mann bekam wieder das Flackern in den Augen, aber es dauerte diesmal so kurz, daß die Dame kaum Zeit zum Erschrekken fand. Dann sagte er sanft kopfschüttelnd, er wisse nicht mehr, wann er sich gewaschen habe. Es sei dies auch nicht das Wichtigste. Auf die innere Reinlichkeit komme es an. Aber er gestehe gern, daß es auch in der Hinsicht übel um ihn bestellt sei.

Die Dame zündete eine Zigarette an und fing an, auf und ab zu gehen. Sie schien die Anwesenheit des Mannes von neuem zu ver-

gessen und zog den Brief aus der Tasche, um ihn nochmals in aller Gemächlichkeit durchzulesen. Aber plötzlich steckte sie ihn ein und warf einen schrägen Blick auf den Mann: «Sie leben doch wohl von Hausbettel? Von Almosen? Ja?»

Der Mann nickte: «Von Almosen. Ja. Die ganze Schöpfung ist ein Almosen. Für den, der die Ganzheit Gottes begreifen will.»

Die Dame hörte nur halb. «Ach so, Bibelforscher!» meinte sie geringschätzig. «Na ja, das paßt zum andern. In der Eigenschaft sind Sie vor die falsche Tür geraten. Aber wenn Sie arbeiten wollen, haben Sie hier Gelegenheit. Ich brauche ein Modell. Stehen Sie mal dort hinauf!» Sie wies auf ein hölzernes Podium.

Der Mann gehorchte. Das Flackern in den Augen dauerte einen halben Herzschlag lang, dann wurde der Blick wieder undurchsichtig sanft. Der Boden des Podiums ächzte und knarrte bei der geringsten Bewegung des auf ihm Stehenden. Er quietschte mit, als der Mann sich schneuzte, und krachte beim leisesten Räuspern.

Die Dame las wieder im Brief: «. . . dont nous vous accusons réception. La grande salle Henri Rousseau et le salon Paul Signac vous seront réservés pour la durée du mois de . . . La maison s'engage de mettre sur pied les sommités de la critique d'Art Parisienne et les amateurs éclairés en vue pour vous assurer une publicité dont les frais vous seront calculés . . .» Na, ja, bescheiden waren diese Leute ja eben nicht! . . . «. . . attendons votre envoi pour la fin du mois . . . la cimaise étant de 86 mètres vous ferez bien de . . .» Selbstverständlich, mehr als siebzig Bilder konnte sie sowieso nicht schicken! Um so mehr, als kaum erst ein paar davon gemalt waren. Der Kerl da war eigentlich gerade zur rechten Zeit gekommen. So konnte sie ein paar Synthesen direkt vor der Natur ausarbeiten. «Heda!» rief sie ihn an. «Schlafen Sie mir nicht gar noch ständlings ein! Sie kriegen nichts, bevor Sie gearbeitet haben. Ziehen Sie sich aus, aber legen Sie ihre Sachen in die Wanne da. Die kann man nachher desinfizieren!» Sie schob ihm ein flaches Blechgefäß hin, auf dem sonst Blumentöpfe stehen mochten.

Der Mann machte die Augen zu, die Arme hingen ihm schlaff am Leib herunter, und nur in den Fingerenden zuckte es auf und nieder. Aber auf ein scharfes «Wird's bald» der Dame hin tasteten sich die Hände an der Brust empor und begannen die Kravatte zu lösen.

Die Dame warf eine Malschürze über und begann eine Palette aufzusetzen. Dann rollte sie eine der Staffeleien vor das Podium, holte ein Dreibein, rückte die Leinwand zurecht und zog an den Vorhängen herum. Endlich war alles zum Malen bereit.

Der Mann hatte unterdessen den Kragen vom Hemd geknüpft, Rock und Weste ausgezogen und zuletzt auch das Hemd vom Leib gestreift. Es war alles zögernd, widerwillig, wie unter einem unsichtbaren Zwang geschehen, einer Nötigung, die aber nicht vom Willen der Dame, sondern von seinem eignen Innern ausging. Die Dame ging ihn nichts an, sie war bloß das zu seiner Demütigung ausersehene Werkzeug. Daß er sie auf dem Reitweg gesehen und nachher am Brunnen erwartet hatte, war von Anfang an so bestimmt gewesen. Nun kam die Prüfung, die er bestehen mußte, um wieder mit seiner Seele vereinigt zu werden. Es galt alles, was nicht Seele an ihm war, so tief zu demütigen, daß es nie mehr die Oberhand gewinnen konnte. Erst wenn das Unkraut zertreten war, vermochte der Baum des Lebens zu wachsen und Früchte zu tragen.

Die Dame wippte mit dem gegen die Staffelei gestellten Fuß. Was man mit so Leuten für Zeit verlor! Mußte sie den Kerl noch wortwörtlich auffordern, die Hosen herunterzulassen? «So machen Sie doch vorwärts!» zischte sie und begann einen großen Flecken Preussischblau auf der Palette auszubreiten. Sie befand sich nämlich, getreu den Spuren eines großen Vorbildes, in ihrer blauen Periode, was ihr nicht wenig Beschwerden verursachte, da sie an Blaublindheit litt. So mußte sie immer aufpassen, daß sie nicht irgendein Grün erwischte, und sich genau merken, wo sie die durch die Schrift auf den Etiketten der Tuben garantierten Blau hingedrückt hatte.

Der Mann entschloß sich endlich, die Beinkleider herunterzustreifen. Aber die Sache zog sich lächerlich in die Länge, denn er hatte es unterlassen, vorher Schuhe und Strümpfe auszuziehen. So entstand ein gerumpftes Wirrsal um seine Füße, es wollte ihm nicht gelingen, alles aufs Mal von den Beinen zu strampeln und er mußte sich zuletzt doch dazu bequemen, alles der Reihe nach aufzuknöpfen oder zu entnesteln. Aber als er nun völlig nackt dastand, kehrte ihm die Unbefangenheit zurück. Seine Nacktheit war ihm Buße, nicht Lust und nicht Eitelkeit. Er wußte auch nicht, daß er jetzt schöner aussah, als vorher in der vernachlässigten, von langen Eisenbahnfahrten aus der Form geratenen Kleidung.

Die Dame betrachtete ihn einen Augenblick lang mit kritischen Augen, dann ließ sie ihn eine halbkniende Stellung einnehmen und die Hände hinterm Kopf verschränken. Der Mann gehorchte, aber merkte sofort, daß er so nicht lange aushalten konnte. Die Buße, die er sich auferlegte, fing an, sein Fleisch zu züchtigen. Um so besser. Das war, was er benötigte. Außerdem hatte er Zeit und Muße, zu beobachten, wie sich der Schmerz an die straff angezogenen Muskeln und Sehnenbänder heftete und festsog. Zuerst war es nur das Ziehen der Anstrengung, dann kam das lähmende Unbehagen der ersten Ermüdung, welches langsam in sengenden Schmerz überging, um in fast unerträgliche, aufzuckende Krampfungen zu münden. Der Mann biß Zähne und Lippen durcheinander, abwärtsschielend gewahrte er, wie ihm die Knie zitterten, ja in eine Art Schütteln gerieten, er fühlte auch den kalten Schweiß, der ihm auf der Stirne stand, aber er gab nicht nach. Denn er wußte nun, daß alles, was ihm seit heute früh zugestoßen war, in einem sinnvollen Zusammenhang stand, und daß das, was er erlitt, nichts anderes als die ihm zugedachte Prüfung bedeutete, kraft deren Bestehung er wieder ein Anrecht gewann, das Gefäß einer Seele zu werden.

Die Dame arbeitete eifrig. Die Palette war jetzt über und über blau. Die Leinwand zum Teil auch. Der visuelle Eindruck wurde in Notierungen festgehalten, die nur für die Künstlerin selber verständlich zu sein brauchten. Aber es galt nun, den Reiz dieser Unverständlichkeit nicht zu verquälen. Das Blau wurde daher von der Palette weggewischt und durch ein lautes Rot ersetzt. Was auf der Leinwand noch an unbedecktem Grund geblieben war, füllte sich mit diesem Rot aus, so daß eine sehr scheckige Fläche entstand. Die Malerin lehnte weit nach rückwärts und blinzelte mit den Augen. Nein, sie war nicht unzufrieden. Die Unzulänglichkeit des zufällig aufgegriffenen Modells vermochte nicht, ihre Intuition zu hemmen. Was sie auf die Leinwand gebannt hatte, war ihr Persönlichstes und hatte nichts mit der oberflächlichen optischen Vision zu tun. Das Modell bedeutete ihr kaum mehr als den Grundton eines Motivs, über das sie sich in freien Variationen erging und nach Belieben schalten und walten durfte. «So halten Sie sich doch ruhig!» mahnte sie den Mann. «Sie tun ja, als ob Sie Leibweh hätten!»

Der Mann wußte nicht mehr zu unterscheiden, wo es ihm weh tat. Die schmerzenden Stellen erweiterten sich wie Tintenflecken auf Fließpapier und flossen endlich in einen großen Herd zusammen. Es war nun so weit, daß er den Schmerz schmerzen sah, so wie er sich vorher hatte schlafen sehen. Eine weißglühende Sonnenblume wucherte aus seinem Leib und drohte ihn zu verzehren, das Bewußtsein schien vor ihrem Blick langsam erblinden zu wollen, aber da fing die Glut an, zu erkalten, die Blume zerfiel in Asche, in nichts, und nun war nichts mehr da als graue, tote Fühllosigkeit, unter welcher der Schmerz im Hinterhalt lag und auf die erste Bewegung der erstarrten Glieder lauerte.

Die Dame nahm eine neue Leinwand vor und befahl dem Modell, die Stellung zu ändern. Es sollte nun hochaufgerichtet, auf den Zehen stehend und mit zum Himmel aufgereckten Armen eine Art Adorantenpose einnehmen.

Der Mann hatte das Gefühl, in zwei oder mehr Stücke auseinandergerissen zu werden, als er sich aus seiner halbknieenden Stellung aufrichtete und versuchte, zu tun, was ihm geheißen war. Die graue Rinde der Fühllosigkeit zersprang an vielen Stellen zugleich, und aus den Spalten zuckte die weiße Glut auf. Aber es gelang ihm, mit einem ungeheuern Willensaufwand, dem Schmerz das Gehör zu versagen und den Leib in die Höhe zu zwingen.

Die Dame wühlte nun wieder im Preußischblau. Von der Stadt herauf tönten die Mittagsglocken. Der Himmel schien sich entnebelt zu haben, denn das gelblich werdende Laub der Bäume warf einen warmen Widerschein an die Wände und auf die Dinge im Raum. Die Dame rechnete: «Anderthalb Stunden, daß ich arbeite, und schon fast zwei Bilder fertig . . . und siebzig muß ich in vier Wochen nach Paris schicken . . . das geht also ganz gut. Nimmt mich wunder, wie das sein wird, wenn man berühmt ist.

Freilich, das echte Berühmtsein kriege ich wahrscheinlich nicht zu spüren, aber davon hat man auch meistens nichts, weil man gestorben ist und nicht mehr dabei. Und wenn man schließlich den Laden entdeckt hat, wo Ruhm verkauft wird, wär' man ja töricht, nicht von der Gelegenheit zu profitieren. Besonders, da man sich's leisten kann, und es nicht leisten muß!» Sie verzog den Mund zu einem schmalen Lächeln und schmiß eine ganze Spachtel voll feuerroten Cadmiums in das über die Leinwand herunterrinnende Preußischblau.

Der Mann hörte die Mittagsglocken wie durch ein Dutzend Vorhänge hindurch. Er hatte gemeint, schon viele, viele Stunden auf dem Podium zu stehen, und wäre nicht verwundert gewesen, die Nacht hereinbrechen zu sehen. Da er seit seiner Ankunft am Bahnhof keine Zeitrechnung mehr geführt hatte, konnte es auch sein, daß kaum ein paar Minuten verstrichen waren. Wenn nur das Kreisen vor seinen Augen aufhören wollte! Ein ganzes Ballett tanzte auf und ab, riesengroße, purpurviolett und meerblau getupfte Stiefmütterchenblüten drehten sich wie Windräder, dazwischen zerplatzten grellrote Mohnblumen und schrillgelbe Tulpen. Roch es nicht nach erhitztem Lack? Wer hatte die alte Laterna magica vom Speicher heruntergeholt und drehte die Kurbel an dem doppelten Transparent? Die bunten Ornamente flossen durcheinander, ohne sich zu zerstören, und wurden immer zu Neuem ... aber es ging zu schnell, viel zu schnell! ... Die Leuchtgebilde jagten sich immer rasender rundum, toller und toller wirbelten die Farbenkreisel, bis die Geschwindigkeit alles verschluckte und eine große schwarze Stille eintrat, in der die Sinne versanken und zu sein aufhörten.

Nein. Es war nicht alles zu Ende. Der Mann merkte, daß er dem Chaos entronnen und zugleich einem hemmenden Gebundensein entschlüpft war. Ohne sich darüber zu wundern, sah er seinen Körper langhingestreckt auf dem Bauch liegen. Die Malerin hatte die Palette weggelegt, sie schien weniger erschrocken als verlegen und ärgerlich zu sein. Ungehalten, im Tonfall, mit dem man einen Langschläfer weckt, suchte sie den Hingefallenen zu ermuntern. Als das nichts nützen wollte, stieß sie ihn mit der Stiefelspitze, aber auch damit erreichte sie keine Wirkung. Der Mann sah, daß sie sich überlegte, ob sie der Dienerschaft läuten sollte. Er sah so deutlich in sie hinein, als er sich selber auf dem Podium liegen sah. Es war ihr außergewöhnlich unangenehm, Leute rufen zu müssen. Ihr Gewissen regte sich wie die langen fahlen Blätter tief am Grund eines trübe strömenden Gewässers. Aber was die Oberfläche erreichte, war nichts als Blasen voll Aergers über den blöden Umstand und das Geschwätz, das er verursachen mußte. Pech hatte sie ja schon. Letztes Jahr kriegte ein junges Mädchen, das sie modellieren wollte, das fallende Weh, und mußte von der Sanität abgeholt werden, jetzt war's dieser Kerl da, der umstand! Der Mann sah, daß die Dame genau wußte, was an den beiden Zufällen schuld war. Er sah auch, daß etwas in ihr der Wahrheit zudrängte, daß aber die andern Kräfte mächtiger waren, und dem Schuldgeständnis den Weg verlegten. Er sah, daß die größte Gewalt, die in ihr wirkte, just die selbe war, welche auch ihm so viel zu schaffen machte, daß sie hochmutkrank war, im gleichen Spittel lag wie er, und daß er sie daher nicht verdammen durfte.

Die Dame entschloß sich endlich, doch zu läuten. Der Klingelknopf befand sich neben der Eingangstür. Sie machte einen weiten Umweg um den Daliegenden, aber ohne ihn aus den Augen zu lassen. Ihr Zeigfinger lag bereits auf dem Drücker, da zog sie plötzlich den Arm an sich und verengerte den Blick auf etwas Glänzendes an der Hand des Daliegenden. Merkwürdig, daß ihr der Ring nicht schon vorher aufgefallen war. Ein goldner Siegelring ... wie kam der Kerl dazu, einen goldnen Siegelring am Finger zu tragen? Der Mann gewahrte, wie sie ein paar Schritte auf seinen Leib zuging und sich dann niederbückte. Er wußte, daß das auf dem Ring eingravierte Wappen draußen am Parkbrunnen in Stein gehauen war. Er konnte beobachten, wie die Dame mit ihrem Gedächtnis rang, um diese Uebereinstimmung zutage zu fördern. Denn sie war immer so mit andern Dingen beschäftigt, daß sie noch nie Zeit gefunden hatte, den alten Brunnen, der ihr doch zu Eigentum gehörte, genauer anzusehen. Die Erinnerung stellte sich so leisen Schrittes ein, daß sie ganz unvermutet auf einmal da war, obwohl sie nicht die kürzesten Wege genommen hatte. Da war eine Blindschleiche, die aus einem Schulsack kroch, und dann kam ein brauner, getäfelter Saal mit einem verstimmten Klavier drinn: Pmpapa, pmpapa-pmpapa ... Nachher war's auf einmal kalt und beizend neblig, man flog auf spiegelglattem Eis ins Unbekannte und bekam einen warmgehauchten Kuß neben die Backe. Zuletzt, aber viel, viel später saß man in einem eleganten Salon mit vielen andern Leuten, und da war ein junger Mensch, der ging mit spöttischer Miene durch alles hindurch und machte unernstgemeinte Komplimente ...

Der Mann beobachtete, wie er allmählich erkannt wurde und in der innern Vorstellung der Dame Gestalt gewann. Das Wappen auf dem Ring und das Wappen am Brunnen hielten eine Girlande von Geschehnissen zwischen sich, deren jedes irgendwie sein Bild enthielt. Die Dame bückte sich mit gespreizten Beinen über den daliegenden Körper, packte ihn bei den Schultern und wälzte ihn um, so daß er nun auf dem Rücken lag. O ja, wenn man näher hinschaute, stimmte die Aehnlichkeit schon. In dem Gesicht stand alles geschrieben, was in ihrer Erinnerung spielte. Alles, und noch viel mehr, es war so zerkritzelt, daß stellenweise die Schrift undeutlich wurde. Aber man brauchte nur zu buchstabieren, dann ließ sich Zug um Zug entziffern. Da war der Lausbub, der mit Blindschleichen hantierte, man brauchte nur der leichten Schwingung der Augenbrauen gegen die Schläfen hin zu folgen, um die trotzige Stirn wiederzufinden, da war der etwas unbestimmt verlaufende Mund, der damals, als sie den Kuß ins Blaue bekam, von der Kälte fast etwas mehr als rosig angelaufen schien ... aber da war auch die Partie um die Nüstern, die sich so abschätzend verziehen konnte, wenn dem jungen Mann die Gesellschaft nicht paßte, wie an jener Soiree, als sie ihn zum letztenmal getroffen hatte.

Die Dame richtete sich auf und blieb auf gespreizten Beinen stehen. Die Hände steckten wieder in den Hosentaschen und die Finger spielten mit Revolver und Schlüsselbund. Das Gesicht zeigte verkniffene Lippen und ärgerlich verzogene Brauen. Aber der Mann sah auch, was inwärts los war. Er konnte zuschauen, wie man chemischen Vorgängen in einem Glas zuschauen kann. Kalte und warme Lichter wechselten durcheinander. Zuweilen regte sich eine Farbe, die nach mildem, mütterlich bettendem Grün hinneigte, aber sie wurde in einemfort von ultravioletten Blitzen und schwefelgelben Flammen überblendet, bis sich für ein paar Sekunden alles in schwarzem Rauch verdunkelte. Schwadenweise aufstäubende Glutzüngelchen funkten Fragen auf: wieso, woher, warum, weshalb war dieser Mensch gekommen? Warum ausgerechnet zu ihr gekommen? Vielleicht, um sie mit seinem Kadaver zu schrecken? Aber er hatte doch keinen Grund, sich an ihr zu rächen? Wenn's noch einer von den vielen gewesen wäre, die sie zum Narren gehalten hatte ... und was konnte sie schließlich dafür, daß ihr weiblicher Körper selber männlich empfand, anstatt sich mit der Hingabe ans Männliche zu begnügen? Freilich, der, der da vor ihr nackt am Boden lag, der hatte es einmal schier vermocht, sie als Weibswesen zum Fühlen zu bringen. Damals auf dem Eis ... wenn er nur ein bißchen kecker gewesen wäre! Und dann später noch einmal ... das letztemal, daß er mit ihr gesprochen hatte, da bestand eigentlich alles in einer sorgfältig ausgefeilten Unverschämtheit, die er ihr, in ein Kompliment verzuckert, unter die Nase rieb. Die Augen hätte sie ihm auskratzen können! Aber eben, ein derartiges Gelüste hatte sie später keinem Mann mehr gegenüber empfunden, sie war stets kühl und abwehrbereit überlegen geblieben, einzig darauf bedacht, sich Annäherungen vom Leib zu halten, ohne den wahren Grund dafür angeben zu müssen. Freilich, mit Frauen hatte sie bisher auch nicht viel Glück gehabt. Die paar erklärten Gleichempfindenden ihrer Bekanntschaft sagten ihr nicht zu, und außerdem war der Umgang mit ihnen zu kompromittierend. Wenn es sich um Berühmtheiten gehandelt hätte, wäre es etwas anders gewesen. Das snobbistisch-puritanische Agasul maß dem größeren Verdienst auch das Anrecht auf eine größere Portion Laster zu, während es kleine Sünder einer prompten und nicht immer billigen Justiz überantwortete. Was die Dame dachte, erblickte der Mann in Farben, und er verstand sie wie geschriebene Zeichen. Er begriff ohne weiteres, was es besagen wollte, wenn sich Mischungen vollzogen, was es hieß, wenn ultravioletter Hochmut und schwefelgelbe Mißgunst ineinander verflossen und giftgrüne Wirbel bildeten. Berühmt wollte sie werden, um frei sündigen zu können, und frei sündigen wollte sie, um den Agasulern zu zeigen, daß sie sich's leisten konnte. Der Wirbel zer-

setzte sich wieder, eine graue Einsicht wallte auf: Am Sündigen selber war ihr eigentlich gar nicht so viel gelegen. An Agasul auch nicht. Wozu also der Lärm? Ihre Aufmerksamkeit wandte sich wieder dem Daliegenden zu. Er sah nicht aus, als ob er so bald wieder zu sich kommen wollte. Einen Augenblick lang spielte das mütterlich bettende Grün: Die Dame schob dem Mann ein Kissen unter den Kopf. Aber sofort wurde wieder alles von einem unangenehmen Waschblau beschattet: Sie dachte an die blonde Freundin, die sich mehr und mehr jeder körperlichen Berührung entzog, obwohl sie, die Dame, sich weiß wie beherrscht hatte, um nicht zu weit zu gehen. Wer hatte ihr da wieder das Spiel verdorben? Sicher ein Mann ... einer mit seinen normalen Rechten, einer wie der da! Sie warf einen haßerfüllten Blick auf den langhingestreckten weißen Körper, der als Ergänzung und zum erlaubten Genuß dessen eingerichtet war, was sie sich nicht zu erstehlen wagte. Nun stiegen wellenartige bläuliche Gebilde auf, die sich nach oben in einer Enge stauten: Der Mann wußte, daß die Dame am Weinen herumwürgte, und erkannte, daß sie aus Armut sündigte. Einen Augenblick lang lag der Grundboden ihres Wesens frei, und er sah, daß nichts vorbedingt war von dem, was sie hassenswert machte. Das Verkehrte und Verwachsene, das Verdorrte und Versiegte war alles nur Folge eines einzigen Mangels: Sie war nie zu dem nötigen Quantum Liebe gekommen, das sie gebraucht hätte, um ein Gemüt zu erpflegen. Das mütterlich bettende Grün war der Wunsch, der die Leere auszufüllen trachtete und doch nichts an sich zu saugen vermochte. Das Wuchern und Ranken anderer Triebe blieb ungehindert und kam von außen her behemmt. Die Seele der Dame war ein einseitig verwilderter Garten geworden, den Unkraut und Pilzgewächse beherrschten, und dessen Zustand nur durch die hohe Mauer ihres Reichtums vor der Mitwelt heimlichgehalten schien.

Aber der Einblick in die Tiefe trübte sich jählings. Eine schwärzliche Zornschwade qualmte empor: Wie wäre es mit einem bißchen Rache? Aufgesammelter Rache an dem einen da? Der ihr ausgeliefert zu Füßen lag? Vorausgesetzt, daß er noch am Leben war. Sie hatte ihn ja nicht ins Haus gerufen. Er war ihr zu- und nachgelaufen wie ein Hund. Er war ihr zu Willen gewesen, hatte sich schuhriegeln lassen, alles ohne den geringsten Widerspruch. So was tat man nicht ohne Absicht. Was bezweckte der Mensch mit dieser verrückten Form der Annäherung? Bettelei? Kaum. Der Stadtklatsch wußte einiges Sagenhafte von seiner Exzentrität zu berichten — das paßte ins Bild — aber nichts von finanziellen Ungewöhnlichkeiten. Nein, die Annäherung mußte an ihre Person gerichtet sein. Wollte er etwa den danebengegangenen Kuß nachholen und seine spätere Schnoddrigkeit gutmachen? Origineller konnte einer das nicht anstellen. Das mußte sie zugeben. Aber sie wollte ihm auch entsprechend entgegenkommen. Das, was sie um der blonden Freundin willen an Zurückgesetztheit erlitten hatte, das wollte sie nun doppelt und dreifach an ihm auslassen. Ihn zuerst zum Anlaufen bringen und dann, wenn er heiß war, mit einer eiskalten Dusche zum Teufel schicken. Wenn der Kerl so dumm und fügsam blieb, wie er sich bisher bezeigt hatte, ließ sich der Spaß weit genug treiben und nach Belieben wiederholen.

Sie schaute sich überlegend um. Das erste, was sie zu tun hatte, war, die Türen zu sichern und überall die Schlüssel zu drehen. Dann fing sie an, die Verdunkelungsvorhänge zuzuziehen, bis ein einziger Lichtstrahl übrigblieb, der neben dem Boden auf das Podium traf. Das schwierigste war, den Divan aus der fernen Ecke neben das Podium heranzuziehen und den schweren, reglosen Körper auf den Kissenberg zu hissen. Als ihr dies gelungen war, erinnerte sie sich, daß sie zwischen den Fläschchen mit Malflüssigkeiten auch eines mit Kölnischwasser stehen hatte. Sie zog nun Malschürze und Reitjacke aus und streifte die Aermel der darunterliegenden dünnen Bluse bis über die Ellbogen hinauf. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr das ephebenhafte Aussehen, das ihr für ihre Zwecke geeignet schien und sie wandte sich dem nun in bequemer Lage auf dem Divan ruhenden Menschen zu. Sie begann ihm Gesicht, Hals und Brust mit Kölnischwasser zu reiben und hielt ihm dazwischen ein paarmal das ganze Fläschchen unter die Nase. Nun mußte sie wohl erkennen, daß die Ohnmacht nicht simuliert war, ja, einen Augenblick lang befürchtete sie sogar, einen Leichnam berührt zu haben, und zog entsetzt ihre Hand davon weg, bis ein stöhnender Atemzug des Daliegenden den falschen Alarm widerlegte.

In der Tat spürte der Mann, daß sein Körper ihn zurückforderte. Er widersetzte sich, solang er es vermochte. Erst als sein Willen anfing, trübe zu werden, ließ er sich vom Bewußtsein übermannen und in seinen Leib einfangen. Die Wahrnehmungen nahmen wieder den Weg über seine körperlichen Sinne. Was er als Zuschauer zu erleben begonnen hatte, wandelte sich in eignes Fühlen und Leiden zurück. Der Geruch nach Kölnischwasser war wirklich Geruch, seine Nase meldete scharf und genau. Was ihn so angenehm um Brust und Schultern rieb, war eine Hand. Ja, es war sogar eine gepflegte, glatte Frauenhand. Wenn sie ihm nur auch den Rücken reiben wollte, der tat ihm weher als alles übrige. Aber es wollte ihm noch nicht gelingen, den Wunsch in Worte zu fassen. Die Dame kam ihm merkwürdig nahe. Ihre Bluse streifte ihm die Rippen, und er fühlte plötzlich, wie ihm das Blut durch die Adern schoß. Ihre Linke schob sich unter seine Schultern, sie suchte ihn aufzurichten, und es gelang ihm, sich auf die Ellbogen zu stützen. Die Dame hielt ihn dabei und blickte ihn von der Seite an. Wie war das? Wußte sie denn jetzt auf einmal, wer er war? Wollte ihm Dalila die Locken scheren? Der einzige Lichtstrahl, der durch die Vorhänge fiel, machte einen schimmernden Rand um ihre Haare. Es war wie dazumal auf dem Eis, als der gefrorene Nebeltau an den Mädchenzöpfen hing. Er erinnerte sich einer ungestillten Neugier, die ihn damals beinah quälend verfolgt hatte. Es fror ihn auch jetzt an die Finger, und was er an jenem fernen Winternachmittag nicht gewagt hatte, lag nun unwiderstehlich, zwanghaft in Reichweite. Bevor er sich's versah, fuhr seine Hand in ihren Buseneinschnitt und pflügte sich zwischen straff gespannten Bändern und Stoffen in die Tiefe. Sie glitt in Warmes, Weiches, Unbestimmtes, ohne das Pralle, Feste, Runde zu umgreifen, dessen Berührung er wie Trost und Hoffnung ersehnte. Die Dame leistete keinen Widerstand. Sie stöhnte und bot ihren Mund. Sie war auf einmal nicht mehr die kalte Teufelin, sondern bittendes, demütiges Geschöpf. Für einen Augenblick lang gab sie sich echt, unverstellt, und war sie bereit, die einzige Hilfe zu empfangen, die ihr werden konnte. Die blonde Freundin war vergessen oder besser, verwandelt. Der Wunsch nach ihr war geblieben, aber er lief in einer andern Richtung. Alles, was ihr in diesem Augenblick begehrenswert schien, rann in der einen heißen Notwendigkeit zusammen, von diesem Mund geküßt, von diesen Armen bis zur Verkrampfung umschlossen zu werden ... wenn es nicht jetzt geschah, blieb es für immer vertan.

Der Mann zog seine Hand zurück. So war es mit allem, was man zur Wirklichkeit machen wollte. Der Wunsch starb, ehe er fertig geboren wurde. Jeder Griff in die Vergangenheit brachte Enttäuschung. Nicht rückwärts gewendet mußte er seine Seele suchen. In dieser Richtung bot und verbarg sich nichts Neues mehr, keine Lösung, die er versäumt haben konnte. Er mußte suchen, wieder zu seiner Seele zu kommen, sonst ging's ihm wie dem Weib da, das die seine längst verloren haben mußte. Es war höchste Zeit, daß er sich löste. Sein Leib fing an, mit seinem Willen uneins zu werden. Wenn die Sache offenbar wurde, war er gefangen. Nur mußte er sich erst darüber klar werden, wem sein Willen gehorchte, da er doch dem Leib widerstand. Der Mensch setzte sich aus Leib und Seele zusammen. Stimmt. Aber da war noch der Verstand. Doch der hatte es immer mehr mit dem Leib gehalten als mit der Seele. Der Verstand sagte: «Tu dem Weib da den Willen, es wird ihr und dir gut tun!» Und der Wille behauptete genau das Gegenteil: «Widerstehe deinem und ihrem Fleisch und ihr werdet beide nachher bessere Menschen sein.» Es war nicht die Frage, wer nun recht hatte, denn der Wille war ohnehin stärker. Aber es handelte sich darum, herauszubringen, wem er gehorchte und in wessen Namen er Gehorsam forderte. Plötzlich ging ihm das Licht auf: Das war ja die Probe, die er bestehen mußte, das große Reinemachen, bevor seine Seele wieder bei ihm einziehen konnte!

Die Dame umarmte ins Leere. Der Mann war aufgesprungen und stand hochaufgerichtet über ihr. Eine fürchterlich ätzende Bitterkeit schäumte ihr den Hals hinauf und trocknete die Mundhöhle aus. Sie schloß die Knie und warf sich mit einem Schwung in sitzende Stellung auf. Der Mann tappte im Halbdunkeln nach seinen Kleidern. Ihre Rechte tauchte in die Hosentasche und umfaßte den kleinen Revolver. Der Mann kam nicht zurecht, Kleider und Leibwäsche bildeten einen Haufen verwurstelter, verkehrter und verknüllter Labyrinthe, er mußte erst Stück um Stück aus-

einanderziehen. Da vernahm er ein leises, metallenes Schnappen. Er schaute auf und sah, daß die Dame etwas Glänzendes in der Hand hielt und auf ihn zielte. Aus ihren Augen stach die Entschlossenheit, Ernst zu machen. Der Mann begriff, daß sein Leben in Gefahr war. Schon oft hatte er geträumt, an einen Pfahl gebunden zu sein und erschossen zu werden. Die Todesangst mündete gewöhnlich in jähes Erwachen zu beruhigender Wirklichkeit oder dann in eine Art lächerlichen Kulissenwechsels bei geöffnetem Vorhang aus. Aber er zweifelte keinen Augenblick an seinem Wachsein. Die Mündung der kleinen Waffe war tatsächlich auf ihn gerichtet und verwandelte sich nicht in ein Brunnenrohr oder einen Flaschenhals in der Hand eines freundlichen Gambrinus, er spürte, wie ihre Richtung ihn suchte, und empfand ein eigentümliches Kitzeln um die Rippen.

Endlich ging der erste Schuß los. Auf einem Wandgestell zerklirrte eine Flasche. Der Mann stand steif und aufrecht und lächelte. Das Kitzeln um die Rippen hatte eine Erinnerung in ihm geweckt. Pim-Pam-Pom, die Jahrmarktsbude mit den lebensgroßen Tocken. Sechs Bälle kosteten zwanzig Rappen. Die Trommel des kleinen Revolvers mochte sechs Patronen enthalten. Aber die Dame zielte nicht mehr. Sie feuerte mit zugekniffenen Augen auf ihn ein, bis sie am leeren Klicken der Waffe merkte, daß nichts mehr herauskam.

Der Mann stand noch immer und lächelte. Dann blickte er langsam an sich herunter, wie um festzustellen, daß er nirgend getroffen war. Angst hatte er auch keine gehabt. Nun fröstelte ihn ein wenig. Er griff von neuem nach seinen Kleidern. Aber die Dame fing plötzlich an, um Hilfe zu schreien. Das klügste wäre gewesen, sie bei der Kehle zu packen und zum Schweigen zu bringen. Aber der Mann merkte zu spät, daß er es mit einer, freilich unverheirateten, Potiphar zu tun hatte. Anstatt möglichst rasch das Nötigste anzuziehen, verlor er Zeit, indem er versuchte, das ausser Rand und Band geratene Weib zu beschwichtigen.

In den Gängen draussen wurde es unruhig. Schritte und Stimmen näherten sich. Der Mann sah ein, daß es keinen andern Ausweg gab, als Schande und Unehre über sich ergehen zu lassen. Er spürte auf einmal wieder die Last auf sich, die er schon den ganzen Morgen herumgetragen hatte, und wußte, daß er noch immer auf dem selben Weg einherging, der ihn abseits der gängigen Vernunft einem unerratbaren Ziel zuführte. Die Wirklichkeit spielte keine Rolle mehr, sie rollte sich nach einer Gesetzmäßigkeit ab, die ihn nichts mehr anging. Was er erlebte, hatte nichts mit der äußerlichen Unvermeidlichkeit zu tun, daß im nächsten Augenblick die Türe eingedrückt wurde, ein Rudel Domestiken hereinstürzte, die Polizei angefahren kam und die Potiphar wider ihn zeugte. Er würde in seiner bleichen Nacktheit dastehen und alles über sich ergehen lassen. Eins nach dem andern, Verhöre, Arrestlokale, Gefängnisse. Irrenhäuser. Das Wichtige war einzig, daß er der Erkenntnis näherkam, die ihm bestimmt blieb.

Nun polterte es tatsächlich gegen die Tür. Die Dame sprang auf. Einen Moment lang schaute sie unentschlossen um sich. In ein paar lautlosen Sätzen war sie drüben, aber statt aufzusperren, prüfte sie bloß, ob der Schlüssel zugedreht steckte. Dann lehnte sie sich mit dem Rücken gegen die Türe und sprach zu dem Mann hinüber, der sie mit fremden Augen ansah: «Das könnte Ihnen passen! Eine Märtyrerkrone aus meinen Händen! Bereicherung auf meine Kosten!» Dann schnellte sie ein paar Worte hinter sich, scharf, hässig, wie wenn sie am Klavierspielen gestört worden wäre: «Was ist denn eigentlich los da draussen?»

Das Poltern hörte jählings auf. Eine verlegene Stimme murmelte: «Wir haben gemeint ...»

«Sie haben überhaupt nichts zu meinen! Gehen Sie an Ihre Arbeit und bekümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen!» Die Dame wartete ein paar Sekunden, dann wandte sie sich unversehens um, drehte blitzschnell den Schlüssel und riß die Tür auf. Nein, niemand horchte mehr. Die Leute kannten ihre Gebieterin. Sogar der Johann, der in sie verliebt war und jedesmal Fischaugen machte, wenn er sie durch zwei Türspälte erspähen konnte.

Die Dame machte die Tür wieder zu, behielt aber den abgezogenen Schlüssel in der Hand. Ueber ihr Gesicht ging ein schiefes Lächeln. «Nun, Herr von Scharnachthal, Sie müssen doch zugeben, daß Sie sich auf sehr absichtliche Weise in meinen Bereich begeben haben. Da ich mir aber durchaus keinen Vers über das machen kann, was Sie zu mir führt, müssen Sie schon mit dem vorlieb nehmen, was ich Ihnen zu bieten habe. Und da ich genau so verrückt und erblich belastet bin wie Sie ... o ja, bitte, ich anerkenne den Unterschied: Sie sind's von Blutes und ich bloß von Geldes wegen. Wir Bourgeois haben noch nicht gelernt, mit Würde und Gemächlichkeit zu degenerieren. Der Großvater war noch Selfmademan, und der Enkel wird schon Trottel. Bei Ihresgleichen braucht's zum selben Vorgang mindestens acht Generationen ... was wollte ich sagen? Ja, eben: Da Sie genau so erblich belastet und verrückt sind wie ich, dürfen Sie mir auch keine Münze andrer Währung und Prägung verlangen. Um so mehr als Sie dreimal mein Schuldner sind!»

Der Mann schüttelte den Kopf: «Ich bin jedermanns Schuldner. Aber warum dreimal der Ihre?»

Die Dame kicherte im geschlossenen Mund. Es tönte wie Glas, das gegen einen weichen Widerstand zerschellt. «Glauben Sie, daß ich wirklich so bin, wie ich bin? Das bin ich doch nur dem Dasein zuleide. Dem Dasein, das mich nicht ausläßt und in mir selber gefangen hält. Das sich wie gefrorene Jauche zwischen mich und die Dinge legt. Sobald ein bißchen Wärme entsteht, läuft der Saft herunter und fängt an zu stinken! Sie haben dreimal Gelegenheit gehabt, mich aus meinem Eskimobau zu erlösen. Es war Ihre Pflicht und Bestimmung, das zu tun. Ihr Minuszeichen und mein Minuszeichen hätten sich zu einem Plus ergänzt. Jetzt ist's zu spät. Dreimal haben Sie versagt. Das erstemal aus Ungeschicklichkeit, damals auf dem Eis, als Sie mich neben die Backe küßten. Das zweitemal aus Bosheit, damals auf dem Ball, als ich mich eigens für Sie schön gemacht hatte und dafür nichts als ein paar zweideutige Höflichkeiten zu verkosten kriegte. Und heute zum drittenmal aus ... Tugend, als ich bereit war, mich durch Sie aus einem Zwitterding zum Weib machen zu lassen ...»

Der Mann war zusammengezuckt, als die Dame das Wort «Tugend» gebrauchte. Der Ausdruck berührte ihn so peinlich, wie wenn er ihm selber über die Lippen gerutscht wäre. Tugend? Was hatte Tugend mit ihm, dem Herrn Werner Georg Horatius von Scharnachthal und der Fräulein Dorette Büsiger zu tun? Wenigstens seinerseits wollte Tugend nicht mehr bedeuten als handgreiflich gewonnene Ueberzeugung, daß Dorettens frische, zierliche Körperlichkeit nur mehr als Vorspiegelung vergangener Tatsachen bestand. Sein nunmehriges Wissen, daß hinter der gestrafften Reitbluse weiche, müde Brüste im täuschenden Halter geborgen lagen und daß aus dem Mund mit den weißglänzenden, regelmäßigen Zähnen ein unfrischer Atem hauchte, hob alles auf, was sich an seiner Haltung nach philosophischer Weisheit gebärden wollte. Schon wieder hatte ihm der Hochmut ein Bein gestellt. Eine Sünde, die man aus Verwöhntheit und Heikligtun unterwegen ließ, war nicht unbegangen. Seine Stärke war hochmütige Zimperlichkeit und seine Keuschheit das Unvermögen, sich menschlich hinzugeben. Was vorhin als Sieg des erhabenen Willens über die platte Vernunft erschienen war, entpuppte sich nun als Handstreich unterwertiger Mächte, und das Reinemachen vorm Wiedereinzug seiner Seele; die vermeintlich bestandene Probe kam auf eine üble Täuschung seiner selbst heraus. Er mußte Dorette Genugtuung leisten. Sich noch mehr vor ihr demütigen, als er es zu Anfang getan hatte. Sonst kam das, was auf ihrer Seite Schuld bedeutete, auch noch auf seine Rechnung. Und er hatte doch wahrhaftig an der eignen Last genug.

«Dorette, es ist, wie Sie sagen. Ich habe mich absichtlich in Ihren Machtbereich begeben. Genau, warum und wieso, kann ich nicht mit Worten sagen. Obwohl ich nicht zweifle, daß es hat sein müssen. So wie wir stehen, gibt's keine Ausflüchte mehr. Wir scheinen irgendwie vom Schicksalswillen verkuppelt zu sein. Sie sagen, ich hätte dreimal Gelegenheit gehabt, Sie aus sich selbst zu erlösen. Damit deuten Sie zugleich eine geheimnisvolle Verknüpfung unserer Geschicke an. Ich glaube, daß Sie damit recht haben. An Ihnen, in Ihnen, um Sie lebt etwas, das ich sträflich versäumt habe. Lassen Sie mich büssen. Ich bin zu Ihnen gekommen, um eine schmerzhafte Läuterung auf mich zu nehmen. Mein Hochmut hat alles zunichte gemacht. Aber ich bin bereit, Schande und Unehre zu erdulden. Ich schwöre Ihnen bei der heiligsten Wirklichkeit, daß ich mich allem Lächerlichen, Unsinnigen, Widerwärtigen unterziehen will, das über mich kommen wird, wenn es Ihnen zum Guten dient!»

Die Dame stand nicht mehr vor der Tür. Im Zuhören, und ohne den Mann aus den Augen zu lassen, war sie mit kurzen, leisen Schritten, aber in weitem Bogen an die Seite des Podiums gelangt,

wo in der Blechwanne Kleider und Unterwäsche des Mannes wirr durcheinanderlagen. Wieder ertönte das Kichern hinter zusammengepreßten Lippen. Dann rang sich heiser und feindselig die Stimme durch: «Es kommt immer wieder aufs selbe heraus. Den ewigen Umgang. Sie wollen entlastet, entsündigt oder sonstwie erleichtert werden. Das darf ich besorgen, aber es soll aussehen, als ob Sie mir zu Hilfe gekommen wären? Fällt mir nicht ein! Fressen Sie Ihre Suppe selber aus! Oder meinen Sie, daß wir einander heiraten und gemeinsam eine Art Hölle auftun sollten?»

Der Mann antwortete nicht sogleich. Er wußte, daß es hier nicht nur auf den Sinn, sondern auch aufs richtige Wort ankam. Die Dame war um und um vom Willen zum Mißverstehen zugepanzert. Endlich erfolgte die wie Stück um Stück zugewogene Antwort: «Ich bin zu allem bereit, was Ihnen an Liebe geschehen kann. Selbst wenn ich es als Sünde auf mich nehmen muß. Wir sind beide in Nöten, und es mag wohl gemeint sein, daß wir uns Not gegen Not aushelfen können. Es mag sogar dazu kommen, daß wir derweise aus aller Verschüttung ans freie Licht gelangen!»

Das Lachen der Dame kam heruntergeschüttet wie ein vom Tisch gewischter Porzellanservice. «Nein, Sie sind zu gütig. Zu zweit mit Ihrer Heiligkeit! Nein, da fühle ich mich nicht würdig. Und zum viertenmal mich narren lassen, will ich auch nicht. Wie haben Sie gesagt? Allem Lächerlichen, Unsinnigen, Widerwärtigen, Widerlichen wollen Sie sich unterziehen... natürlich ausschließlich mir zu Ehren! Gut. Sie sollen Gelegenheit haben, sich zu bewähren!»

Mit jähem Griff raffte sie die vor ihr liegenden Bekleidungsstücke des Mannes in ein Bündel zusammen und ging damit auf die Tür zu. Der Mann folgte ihr ein paar Schritte. Dann blieb er ratlos und verlegen stehen: «Wohin wollen Sie?»

Die Dame stand bereits in der geöffneten Tür und hatte den Schlüssel von außen gesteckt. «Ich will Sie allein lassen. Mit sich und ihrer Nacktheit. Damit Sie das Lächerliche, Unsinnige, Widerliche von Grund auf auskosten können. Schauen Sie nur dort in den Spiegel...» Damit schlug Sie die Türe zu und riegelte ab.

Der Mann vermochte nicht festzustellen, ob und wie weit sich ihre Schritte entfernten. Die Erinnerung, daß Treppen und Gänge des Hauses mit dicken Teppichen belegt waren, so daß alles Gehen und Kommen unhörbar blieb, kam ihm erst nachträglich. So wartete er zunächst auf ein baldiges Zurückkommen des rachsüchtigen Weibes, dem er die nötige Geduld nicht zutraute, seinen grotesken Einfall in die Länge zu ziehen. Aber er mußte sich bescheiden lernen. Mit den Kleidern war ihm die Uhr fortgenommen. An der Wand hing auch keine. Doch was auf ihm lastete, immer drückender zu lasten anfing, war nicht die Zeit, die er über sich ergehen lassen mußte, sondern die Nacktheit, die er am Leibe hatte und nicht abtun konnte. Die Dame hatte recht. Die Zweisamkeit mit dem unverhüllten Bruder Leib zusammen gestaltete sich höchst ungemütlich. Um so mehr, als die vorher überstrafften Muskeln nun allerlei Beschwer einzulegen begannen und die fröstelnde Haut rauh und spröde wurde. Der Mann fing an, nach einer Decke zu suchen. Aber der Divan war fest gepolstert, und das Vorhangsystem bestand aus lauter kleinen Stoffquadraten, die durch ein sinnreiches Schnurgespinst zusammengehalten wurden. Beim Herausreißen eines einzigen Bestandteils war das Herunterfallen der ganzen Vorrichtung zu erwarten, was zur Folge gehabt hätte, daß der Mann und seine Nacktheit zwar hinter Glas, aber doch unmittelbar in den Sehbereich der hinterm Haus ansteigenden Parklandschaft geraten wären. Der Mann stellte mit Verwunderung fest, daß es ihm auf einmal wieder sehr unangenehm vorkam, nachdem er doch eben noch so weit gewesen war, alles Körperliche als unwesentlich und zufällig zu erachten. Er mußte sich wortwörtlich von neuem beibringen, daß er die Lächerlichkeit der augenblicklichen Lage als Buße und Heiltum wider seinen Hochmut auf sich genommen hatte und daß es daher nicht anging, einen andern Ausweg als den des geduldigen Ausharrens zu suchen. Es blieb freilich die Frage offen, ob die zu erwartende Erkältung auch ins Programm gehörte.

Der Mann mußte plötzlich laut auflachen. So heftig lachen, daß es ihn auf den Divan warf und er einen Augenblick lang mit den Beinen in der Luft strampelte. Er war ja nicht nur nackt, er war ja auch tatsächlich allein. Allein nicht bloß mit seinem nackten Körper, sondern auch mit seiner Seele. Die war auf einmal, unerwartet, unvermutet, unvermerkt, im Schüttern des befreienden Lachens zu ihm hereingeschlichen und hatte sich am alten Ort eingepaßt. Das Lachenkönnen hatte ihr den Zugang freigemacht, und die Leere war einem neuen Erfülltsein gewichen. Seine tatsächliche Lage war damit freilich in gar nichts geändert. Er befand sich noch immer als nackter Mann in einem Haus, in dem er, sachlich gesprochen, nicht das geringste zu suchen hatte; in das er sich auf eine Weise begeben hatte, die er vor niemandem eingestehen konnte, ohne als Narr oder Schwein zu erscheinen. Wie er wieder ins Freie gelangen sollte, hing von einer Person ab, deren Unberechenbarkeit nichts und alles zur Wahrscheinlichkeit machte. Aber was konnte sie ihm jetzt anhaben, da er wieder sein Lachen besaß, das Lachen über sich selbst, das Lachen, das ihm die Seele herangelacht hatte und das die Verkrampfung von ihm löste, die seit langem Herrin über ihn gewesen war. Das Lachen, das auch als einzig wirksames Mittel gegen den Hochmut in Frage kam: Es schüttelte am Ich, bis die faulen Früchte herunterfielen und am Boden der gesunden Wirklichkeit zerplatschten. Seine ganze bisherige Entwicklung rollte sich in klarer Folgerung vor ihm auf: Er hatte sich ernst genommen, an Stelle dessen, was er mit sich hätte anfangen sollen und war darüber zum Snobbisten geworden. Snobbisten wissen wohl über das eigne Selbst zu grübeln, aber nicht, es zu belachen, wenn es sich töricht aufführt. Ihm, dem Mann, war es dabei freilich nie recht wohl geworden, denn tief in ihm drinnen lebte doch ein Herz, das die richtigen Dinge ernst nahm und die eigne Torheit nicht zum Götzen machte. Jetzt wußte er, wo es gefehlt hatte, die lachende Lehre führte zu unerwartet Ernstem: Morgen, wenn er zur Messe ging, würde ihm das Geheimnis der liebenden Gemeinschaft aufgehen, das Erdreich war gelockert und nichts hinderte den Samen am Keimen. Er freute sich wie ein Kind auf das Erleben der Wandlung... morgen, bei Orgelklang und Weihrauch in der Kirche, wollte er endlich und endgültig zum gläubigen Christen werden.

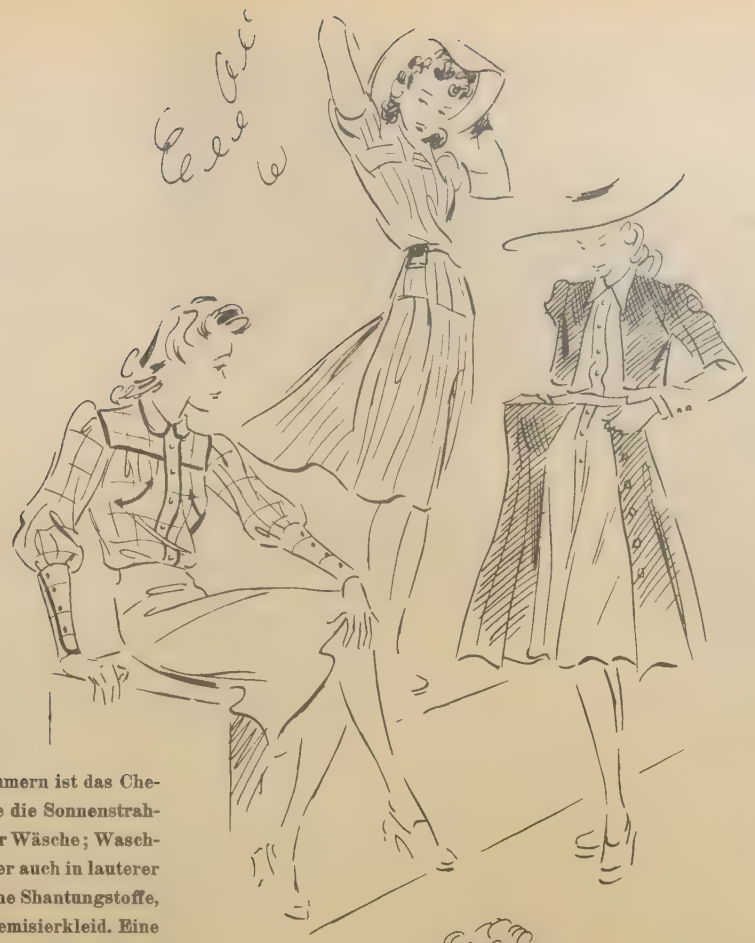
Aber einstweilen vergingen Stunden um Stunden. Nichts rührte sich, das weitläufige Haus schien ausgestorben zu sein. Wollte ihn Dorette wirklich zwingen, sich der Dienerschaft zu entdecken und die daraus erwachsenden Unannehmlichkeiten durchzukosten? Na, ja, die Schadenspuren seiner vorangegangenen Narrheit mußten natürlich ins reine gebracht werden. Als Kasteiung und Uebung wider den Hochmut konnte er für sie aufkommen, mußte zu ihnen stehen. Aber nichts eilte. Er, Georg Werner Horatius von Scharnachthal, hatte mindestens soviel Geduld aufzubringen, als Dorette Büsiger Ausdauer besaß.

Das Tageslicht begann bereits abzunehmen, als von draußen her das jähe Aufschnarchen eines Motors laut wurde. Knallartiges Zufliegen von Wagentüren und die schonungslose Art des Anfahrens ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es Dorettens Fuß war, der den Gashebel drückte. Der Lärm verebbte, der Wagen fuhr die Kurven des Parks hinunter, und seine Geräusche mündeten in den Laut der wachen Ferne. Der Mann wußte, daß er damit noch für eine weitere Zeitspanne seinem Schicksal überlassen blieb. Das Ende mit Schrecken verschob sich ins Unausdenkbare. Er fand Muße, zu hungern und zu frösteln. Mit dem endlosen Aufundabgehen war nichts gefördert. Er wußte, daß die Türe fest verschlossen war. Aber nun gewahrte er einen andern, kaum durch den Fugenschnitt im Wandbelag angedeuteten Zugang. Der ließ sich mühelos öffnen und ging nach einem fensterlosen Alkoven, in welchem es nach säuerlichen Chemikalien roch. Beim Lichtandrehen erblutete das düstere Licht einer roten Birne. Auf Gestellen standen Phiolen, Fixierwannen und andere zum Photographieren nötige Dinge. Der Mann empfand eine gewisse Erleichterung, weil er bloß gemalt worden war. Aber er war zugleich enttäuscht, denn er hatte im ersten Augenblick gehofft, einen Labormantel oder sonst irgendeine Schürze vorzufinden, um seine ihm immer beschwerlicher fallende Blöße zu decken. Dafür gewahrte er nun eine weitere Tür, die zu einer abwärts ins Dunkel leitenden eisernen Wendeltreppe führte. Er zögerte einen Augenblick und stieg dann behutsam ihren Windungen entlang, den Schacht hinunter. Seine Hand tastete der Wand nach, ohne an einen Lichtschalter zu gelangen, aber es bedeutete fast eine Art wohligen Schwindligseins, sich so in die undurchsichtige Tiefe hinunterschrauben zu lassen.

Fortsetzung folgt

Sommer

Durch das Laub der Bäume fleckt Sonnenlicht auf den Straßen, über dem Wasser tanzt es, und die Abende weiten sich hell und lang in die Nacht. Menschen, die ihr in der Stadt verbleibt, seht, wie schön es auch da ist! Einige Augenblicke nach Feierabend am See bummeln, rudern oder Sport treiben und die freie Zeit klug brauchen und auskosten, — fast sind das Ferien! Die ihr aber verreist, packt den Koffer mit Ueberlegung. Je weniger da hineingestopft werden muß, umso besser. Umso freier und losgelöster vom Alltag zu Hause fühlt ihr euch. Um eine Hauptfarbe, zum Beispiel blau oder braun, gruppiert die ganze Feriengarderobe, das erspart viele Paar Schuhe, Hüte, Kleider. Doch etwas Wollwäsche für den Wetterumsturz und eine ganze Menge bunter Shawls als frohen Klang packt mit dazu. Schönen Stadtsommer und gute Reise für alle!

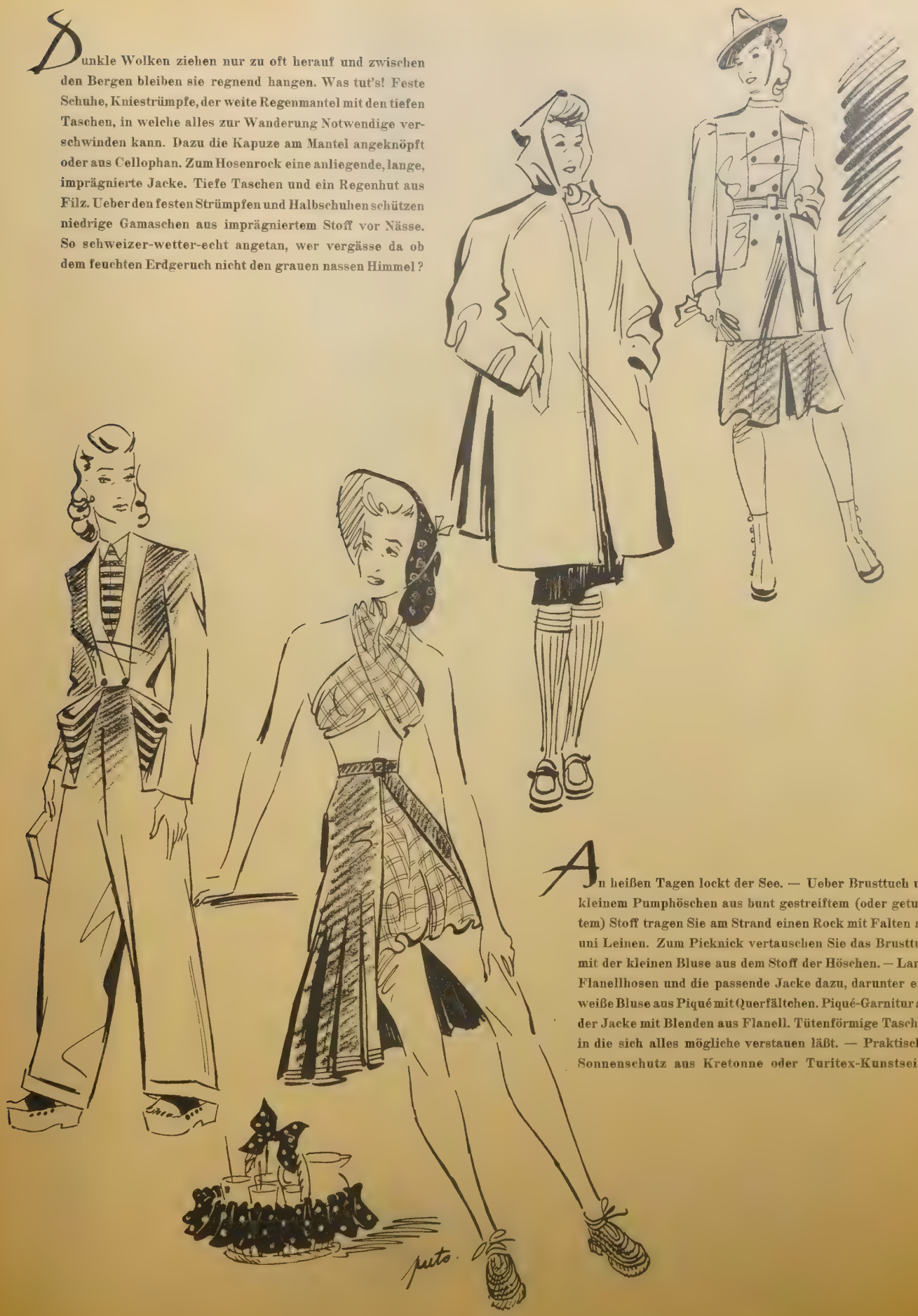


Praktisch auch noch in kommenden Sommern ist das Chemisierkleid. Turitex-Kunstseide, welche die Sonnenstrahlen ebensogut erträgt wie Kochen bei der Wäsche; Waschseide, die an Herrenhemden erinnert oder auch in lauterer Farbfolge; uni pastell- oder naturfarbene Shantungstoffe, sie alle sind da für unser so beliebtes Chemisierkleid. Eine Weste aus Filz oder einem Wollstoffresten macht das Draußensitzen im kleinen Sommerwind behaglich. Als Pochettchen ein Zipfel Kleiderstoff. Wird es kühl, wäre da statt des Mantels einmal ein anderer Vorschlag: Legen Sie einen Wolljupe um, der vorne mit Reißverschluß oder Knöpfen versehen ist. Dazu ein langärmeliges Bolero, unter dem das Chemisierkleid wie eine Bluse hervorguckt, während aus dem Rock die Falten des Kleides spielen.

Links nebenstehend: Sommer in Farben! Bunte Shawls bringen die Abwechslung. — Hut aus Tessiner Stroh, oder — warum nicht aus dem Stoff des Kleidchens? Dies ist leuchtend farbig mit weiß appliziert und bekommt die Weite in vorderen Falten. Zoccoli aus dem Tessin.

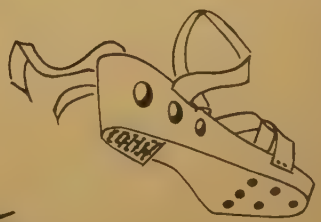
Hastiger Menschenstrom mittags, Kühlung und Erholung suchend. Helles Bild froher Farben, klappernder Zoccoli, brauner Arme, Sonne in den Gesichtern. Aermellose Kleidchen: Weißes Linon mit kirschrotem Grosgrain garniert, rosé Tussor, dessen breite Quatschfalten Taschen bilden und die Weite geben. Nachmittags werden die Quais eleganter, und an den warmen Abenden sieht man lange uni oder zweifarbige Kostüme aus schwerem Honan — oder Zellwolle. Manchmal statt Mantel ein langes, einfaches Cape, mit einer Kontrastfarbe des Kostüms gefüttert.

Dunkle Wolken ziehen nur zu oft herauf und zwischen den Bergen bleiben sie regnend hangen. Was tut's! Feste Schuhe, Kniestrümpfe, der weite Regenmantel mit den tiefen Taschen, in welche alles zur Wanderung Notwendige verschwinden kann. Dazu die Kapuze am Mantel angeknöpft oder aus Cellophan. Zum Hosenrock eine anliegende, lange, imprägnierte Jacke. Tiefe Taschen und ein Regenhut aus Filz. Ueber den festen Strümpfen und Halbschuhen schützen niedrige Gamaschen aus imprägniertem Stoff vor Nässe. So schweizer-wetter-echt angetan, wer vergässe da ob dem feuchten Erdgeruch nicht den grauen nassen Himmel?



An heißen Tagen lockt der See. — Ueber Brusttuch und kleinem Pumphöschen aus bunt gestreiftem (oder getupftem) Stoff tragen Sie am Strand einen Rock mit Falten aus uni Leinen. Zum Picknick vertauschen Sie das Brusttuch mit der kleinen Bluse aus dem Stoff der Höschen. — Lange Flanellhosen und die passende Jacke dazu, darunter eine weiße Bluse aus Piqué mit Querfältchen. Piqué-Garnitur auf der Jacke mit Blenden aus Flanell. Tütenförmige Taschen, in die sich alles mögliche verstauen läßt. — Praktischer Sonnenschutz aus Kretonne oder Turitex-Kunstseide.

Schwerer weißer Seidencrêpe mit schmalen ockergelben und olivgrünen eingesetzten Streifen, dazu großer Florentiner Hut.



TESSINER ZOCCOLI - MODELL DOSENBACH, ZÜRICH

Die Grenze

Erzählung aus den letzten Augusttagen des Sommers Neunzehnhundertneununddreißig

Von Klaus Peter Wieland

Heitere, flinke kleine Wölkchen wanderten vom Rhein herauf über den See hin gegen den Säntis, wo sie sich zu Wänden ballten, fast so steil, grotesk und bizarr wie die Felsstürze des Berges selbst, über dem See aber spielten sie noch, dehnten oder reckten sich, verloren kleine Fetzen, jagten ihnen, den Durchbrennern, nach, wobei sie aber immer mehr an Kraft und Masse verloren, schließlich nur noch ein Hauch waren, ein putziger, lichtvoller Märchenhauch über einem Märchensee. Verzaubert der blaue Himmel, verzaubert die Wellen, deren glucksendes, lachendes Schlagen an die Bordwand einem geheimnisvollen sagenreichen Liede glich, verzaubert die ferne Küste, verzaubert das weiße Segel.

Sie lag im Kockpit, die Füße gegen die Ducht gestemmt, die Arme im Nacken verschlungen, das Gesicht zum Himmel. Er führte die Pinne. Manchmal zog er die Schotten dichter, dann zirpten die Blöcke, dann rauschte es vorne am Bug, und das Boot, der Mast, die Segel neigten sich, der Himmel, die Wolken wankten, und das ferne deutsche Ufer versank gänzlich, alles stürzte, der Himmel fiel mit seinen Wölkchen nach Backbord, fiel am Mast vorbei in das Wasser, das nah, ganz nah im Nacken vorüberglitt. Und dann, im abflauenden Winde, wenn das Boot sich wieder gemächlich aufrichtete und langsam die dunstverhängten Ufer wieder auftauchten, schmolz das Rauschen der Bugwelle dahin, wurde zum Plätschern und Gurgeln, wurde leiser, verträumter, zärtlicher wie die Melodie des Sommers, des lichtdurchfluteten Tages. Manchmal spielte der Wind in ihren Haaren, kitzelte sie über die Stirne hin, daß sie mit vorgeschobener Unterlippe diese widerspenstigen Plagegeister zurückblasen mußte und dann leicht den Kopf schüttelnd lachte, weil das Spiel nicht immer gelingen wollte.

Glucks — gulugulugluck — glugg — glugg spielten die Wellen am Boot. In der Ferne, mit leicht verwischten Konturen, waren unzählige solcher Dreiecke wie weiße Schmetterlinge auf dem Wasserspiegel zu sehen. Vielleicht gehörten die Segel alle zu einer Regatta, vielleicht kämpften sie jetzt um einen Preis. Dort hinten muß Friedrichshafen sein, dort Konstanz und hier Romanshorn. Die kleinen Wolken, die in die Schweiz wandern wollten, die schon so weit den Rhein heraufgezogen waren, verschwanden zusehends, bis schließlich nur noch ein unbegreiflich blauer Himmel da war, der kein Ende nehmen wollte, so weit man auch in ihn hineinschaute.

Wenn sie ganz vorsichtig den Kopf drehte, konnte sie sein Gesicht sehen, ohne daß er es bemerkte. Wie ruhig seine Augen den Bewegungen der Segel folgten, seine dunklen, sauberen Augen, die so tief unter den buschigen Brauen eingebettet lagen. Vor den wilden Augenbrauen könnte man sich fast gar fürchten, wäre nicht darüber eine so klare, ruhige Stirne, die alles Gewaltsame wieder auslöschte, wie ein freundlicher Geigenklang das dumpfe Drohen der Pauke wieder verwischen kann. Und dazu der kleine, so leicht spöttische Schnurrbart, der so echt französisch war, als genüge die amtliche Bestätigung auf dem Paß noch nicht, als müsse noch der kleine schwarze Schnurrbart die Nationalität weithin verkünden. Und die Nase! Ho! solltest du dich auch noch in seine Nase verlieben? Martha! in diese schmale, gerade Nase, die so seltsam an eine Tanne im Schwarzwald erinnert, eigentlich nur an den kernigen, braunzähen Stamm einer Tanne irgendwo auf einem Bergrücken? Nein, nein und abermals nein, es genügt, wenn dieser ganze, schrecklich lange Mann das Mädchenherz gepackt hat, es genügt, wenn der Sonnenschein auf dem Wasser und das unaufhörliche Glucksen und Gurgeln der Wellen das Herz vor lauter Glück schier zersprengen, da braucht es keine Nase mehr und gliche sie der schönsten Tanne, die sie je gesehen hatte. Dann flatterte noch das offene weiße Hemd so unverschämt lustig um seinen Hals, und die Kringel und Lichtreflexe der kleinen Wellen tanzten so frech über sein Gesicht hin, spielten in den Augen, die dann plötzlich ganz hell werden konnten; und über allem, gleichsam als Leitmotiv dieser sommerlichen Symphonie, das helldunkle, melancholisch heitere Glucksen der Wellen am Bug vorne. Zuviel von allem, zuviel Sonnenschein, vom Wasser und den Segeln tausendfach zurückgeworfen, zuviel Glück, war's doch gestern schon fast zuviel und vorgestern auch, zuviel blauer Himmel und zuviel Plätschern und Glucksen der Wellen, und heute hatte er gesagt, es sei der letzte Tag.

Auch das war zuviel. Er hatte es so leise gesagt, daß sie noch einmal fragen mußte, obwohl sie es verstanden hatte, trotz dem Gieren der Segel und dem Plätschern der Wellen. Nun war aus dem unheimlichen Ahnen also Wirklichkeit geworden. Er trug einen Befehl in der Tasche, einen gedruckten, nüchternen Befehl, daß er am dreißigsten August in Dijon bei seiner Einheit einzurücken habe. Das hatte er ihr gesagt. In Dijon, das irgendwo in Frankreich lag. In der Schule hatte sie gelernt, daß dort Kämpfe waren mit Garibaldi — warum? — wann? — wozu? Dort war er daheim.

Er hatte dort eine Mutter, die ihn Raimond nannte, und er hatte dort einen Vater und hatte Freunde und ein klapperig blechernes Auto, dem man gut zureden mußte, um es in Fahrt zu bringen. Das alles war immer so weit weg gewesen, weder seine Eltern, noch sein Beruf, sein Club, sein Freundeskreis hatte für sie irgendwelche Beziehungen, höchstens daß sie sein unmögliches Autovehikel begreifen konnte, denn das paßte zu ihm, zu seinen salopp weiten Hosen und seinen sorglosen Worten und kam ihrem Verständnis näher. Aber alles übrige — das lag in Dijon — lag weit weg im Herzen Frankreichs und berührte sie nicht. Und heute sollte es der letzte Tag sein.

Da war sie von Bonn nach Meersburg gefahren, um vierzehn Tage Sommerurlaub zu nehmen. Ihr erster, großer Urlaub. Fast hätte der Vater sein Veto durchgesetzt, fast wäre dieser lang vorbereitete Ausflug an den Bodensee mißlungen, bis schließlich doch alles klappte. Auch der gestrenge Professor hatte noch ein verständiges Lächeln gefunden und seiner Tochter die vorgedachten letzten Ermahnungen er-

spart, denn schließlich war sie ja erwachsen und konnte, wie jedes echte deutsche Mädchen, ihre Verantwortlichkeit selbst ermessen. So der Professor.

Rhein aufwärts, immer Rhein aufwärts, an Burgen, Rebhängen, Städtchen und Dörfern vorbei. Dampfer mit unzähligen Wimpeln und Fähnchen zogen vorüber, man hörte das Singen herüber an die Ufer. Rhein aufwärts und schließlich durch den Schwarzwald, Donaueschingen, Immendingen, Singen, Konstanz und mit dem Schiff nach Meersburg. Da war sie nun und lief am ersten Morgen schon hinunter zum Hafen, schaute den Fischern zu, wie sie ihre Netze zum Trocknen ausspannten, schaute den Dampfern nach, die mit langer Rauchfahne über den See zogen, um schließlich dem Blick zu entschwinden, und lachte, als ein Segelboot an der Mauer festmachte und ein großer, sonnenverbrannter Mensch in flatternden, unmöglichen Hosen zu ihr aufschaute, glitzerndweiße Zähne unter dem spöttischen Schnurrbärtchen, und sagte: «wollen Sie nehmen, bitte, dieses dicke Schnur, um festzumachen die Boot.»

Ho Marthel, fängt hier schon die fremde Welt an? gehört dieser breitschultrige, lange schlacksige Kerl schon zu den anderen, von denen man nur aus der Schule wußte, von denen der Vater etwa erzählte, wie sie während dem großen Weltkrieg gekämpft haben, die Poilus? Oder war das ein Schweizer, warum jodelte er dann nicht, warum kein Sennenkäpple auf dem Köpfle?

Der lange Kerl kletterte sehr behende aus dem Boot und streckte ihr seine breiten Hände hin. So ein richtiger, großgewachsener Lausejunge, mit ungekämmtem Haar und blitzenden Augen. Sagte: «will die Fräulein mit mich trinken von die Meersburger Wein», wobei er mit dem ganzen Arm eine Schwenkung machte, als wolle er das große deutsche Reich mit all seinen Gauen und Marken in den Meersburger Weinstrich einbeziehen.

Beim Wein hatte er ihr verraten, daß er jedes Jahr an den Bodensee käme, wo er nahe bei Romanshorn sein Boot liegen habe, eben dieses Segelboot mit dem er jetzt nach Meersburg gekommen sei, um mit ihr ein Glas Wein zu trinken.

Gerade ausgerechnet mit ihr, der kleinen, ein wenig scheuen Martha Helmbrecht, Professorentochter aus Bonn? Ja, justament mit ihr. Sie wußte zwar ganz genau, daß es sich nicht schickt, mit einem fremden Herrn am hellichten Tage Wein zu trinken, schon daß er sie angesprochen hatte oder daß sie sich hatte ansprechen lassen, war unverzeihlich. Das reimte sich nicht mit den sittenstrengen Gesetzen des Professorenhauses in Bonn. Aber s'Herrgöttle von Bonn wird doch ein Einsehen haben, dachte sie. Und schließlich war sie ja in Ferien, sie war gewissermaßen ein fremder Mensch, der sich für vierzehn Tage vom Professorenhaus loslösen durfte, zumal die Luft in Meersburg so bezaubernd mild war und der Fremde so bübisch frech lachen konnte. Nein, ihm durfte man nicht zürnen. Auch nicht, als er mit ruhiger Selbstverständlichkeit sagte, «wir gehen jetzt segeln.» Wir... ganz einfach wir, als gehöre sie schon zu ihm.

Ein klein wenig hatte er im Boot von sich und seinem Daheim erzählt. Ein paarmal kam ganz traumverloren das Wort dazwischen: la douce France. Es klang verliebt, ähnlich, wie wenn er von seinem Auto sprach, es klang geheimnisvoll, als verberge sich dahinter ein Märchenland, es klang so seltsam müde, fast traurig. Ein Mann mit so breiten Schultern und so kräftigen Armen sollte nicht solche milden Worte sagen. Fluchen sollte er oder Tabak kauen. So Martha Helmbrecht, die zwanzigjährige.

Und der zweite Tag kam, wo er sich mit den Zollbeamten verständigen mußte, wo sein Boot untersucht wurde und ihm schließlich die Fahrt wieder freigegeben wurde. Ihr habt teuflisch strenge Zöllner, sagte er später und lachte. Die Sonne lag träge auf dem silbergrauen See, kaum daß ein Windhauch die Oberfläche kräuselte. Gestern hatte sie sich gewundert, wie ungehemmt, wie sorglos sie in das Boot des fremden Mannes gestiegen war. Heute blies sie die Gedanken einfach fort, wie die blonden, feinen Haare, die der Wind auf die Stirn fegte. Blies alle Gedanken an die ehrfurchtheischenden Traditionen des würdestrotzenden Professorenhauses in Bonn mit vorgeschobener Unterlippe fort. Das Rauschen, das Glucksen und Gurgeln der Wellen — ho Marthel — wie schön ist das Leben, wie reich, wie überwältigend reich! An einer sandigen Uferstelle landeten sie, er kniete am Boden: — «Raimond, deine Hosen!» krappschte Holz und Zweige zusammen, spaltete mit seinem Messer dicke, rosige Schweizer Würste und briet sie über der Glut, bis sie sich wie Blätter rollten und knusperig braun waren. Und dann lagen sie nach dem Essen im Sand, schauten in den Himmel und träumten.

Ho Martha, was war das wieder für ein Nachmittag, so träge und selig die Stunden. Es war schon Nacht, als sie in Meersburg landeten, als er ihr aus dem Boot half und dem Klappern ihrer Sandalen lauschte, bis es im engen Gassengewirr verklungen war.

Es gab ja kein Verabreden zwischen ihnen, kein Versprechen und kein Bitten. Sie lief am anderen Morgen einfach zum Hafen hinunter und schaute, ob ein weißes Segel über der Seefläche sichtbar war. Da aber kein Wind wehte, erkannte sie sein Boot nicht. Es trieb mit geborgenen Segeln auf Meersburg zu, und es dauerte lange, bis sie das schwache Rattern seines kleinen Hilfsmotors hören konnte. Tuff — Tuff — Tuff — Tuff. Die weiße Hose hatte häßliche Oelflecken abbekommen. Sans aucune importance. Wenn er nur nicht so blitzweiße freche Zähne hätte. Jedesmal schlug ihr Herz ganz blödsinnig, wenn er sie anlachte. Teufelskerl. Diable. Er hatte ihr Pralinés gebracht, billige, schlechte Pralinés in einem billigen Karton. Sie mußte ihm einfach dankbar sein. Wieder tackte der Motor, weit draußen erst stellte er ihn ab und versorgte ihn unter dem Vordeck. Er hißte die Segel, die Falle liefen rasselnd und quietschend durch die Blöcke, eine frische Boe ließ die Segel flattern und die Schotten schlagen, bis er wieder an seinem Platz die Steuerung übernahm.

Und da draußen erst sagte er ihr, daß es der letzte Tag sei. Morgen müsse er nach Frankreich zurück. Frankreich, das war das fremde Land, das Land, zu dem es keine Brücken gab. Zwischen ihr und Frankreich lagen unüberwindliche Festungen, lagen Wälle und Mauern, eiserne Klötze, die voll drohendem Verderben waren. Warum sagte er Frankreich, warum nicht Dijon, das so nahegerückt war in diesen Tagen am Bodensee. Frankreich — das ist so unwirklich, so unverständlich fern. La douce France, das hatte sie nie richtig begriffen. Und jetzt mußte er einrücken. Meersburg wird öde sein, der Bodensee ein großes Wasser.

Sie konnte ihn sehen, wenn sie ein klein wenig den Kopf drehte. Sein braungebranntes Gesicht, seine schmalen, langen Hände, die eine hielt die Pfeife, die andere die Pinne und die Großschotte. Er schien verändert heute. Ernster. So ruhig führte er das Boot. Morgen muß er einrücken. Sans aucune importance.

Auf einmal wurde ihr klar, daß sie ihn jetzt erst richtig erkannte, diesen charmanten Vagabunden mit den ölfleckigen Hosen. Morgen wird er einrücken und in zwei, drei Tagen an der Grenze stehen, eingegliedert in ein Heer von anderen Männern, Waffe in der Hand, Helm, Uniform, ein fremder Mensch, vielleicht gar ein Feind. Wann — morgen? übermorgen? Und warum?

Er wickelte aus einer Zeitung Brote, sie waren einst mit Butter bestrichen gewesen, doch die Sonne hatte die Butter vergehen gemacht. Ho Martha, nur nicht nachdenken wollen, nur jetzt nicht nachdenken.

Gluggs — gulu — gulu — guluglugg spielte das Wasser immerfort, den ganzen Nachmittag. Und manchmal neigte sich das Boot unter dem Winddruck tief zur Seite. Dann verging das Glucksen vorne, und ein Rauschen entstand, hielt minutenlang an, um langsam wieder in das Glucksen überzugehen.

Es war schon Nacht, als sie in Meersburg landeten. Ein Dampfer mit Ausflüglern und einem Blasorchester an Bord zog mit seinen unzähligen bunten Glühlampen wie ein Phantom vorüber. Sommertag, Sommerabend, Sommernacht.

«Jetzt müssen wir uns auf Wiedersehen sagen, Marthel!»

Er konnte es nicht sehen, aber er spürte es, wie sie leise den Kopf schüttelte. «Nicht auf Wiedersehen, das klingt so sehr nach Abschied, fast so wie Adieu, nein, sage mir gute Nacht, nur gute Nacht.» Sie wollte glauben, daß sie morgen wieder zum Hafen hinunterlaufen konnte. Trapp — Trapp — Trapp mit den Sandalen über das alte Pflaster der Kleinstadt, und auf den See hinaus spähen, ob sein Boot wohl komme.

«Dann sage ich dir gute Nacht, mein Marthel!»

«Und ich werde morgen mit den Beinen baumelnd an der Hafenmauer sitzen und auf den See hinaus schauen, ob ein Boot kommt. »

«Vielleicht kommt eines.»

«Vielleicht.»

Er hielt das Boot an der Mauer fest und half ihr beim Hinausklettern. Von oben streckte sie ihm noch einmal die Hand hin. Kleine, zarte Mädchenhand, große, sehnige Männerhand.

«Gute Nacht, Raimond.»

«Gute Nacht, Martha.»

Dann gab er dem Boot einen Stoß, daß es mit der Spitze wieder gegen den See lag, kletterte über das Deck und bückte sich nach dem Außenbordmotor. Das Boot schaukelte dabei hin und her.

Martha blieb, von einem Pfosten halb verdeckt, bei dem Landungsplatz stehen. Die nachtgewohnten Augen sahen seine schlanke Gestalt mit der schief aufgesetzten Baskenmütze, sahen, wie er den Motor anschraubte, die Segel herunterließ, die Schotten einholte, die Falle belegte. Sahen, wie er die Schnur um die Scheibe wickelte und heftig daran riß.

«Gute Nacht, Raimond.»

«Salü, Marthel!»

Noch einmal wickelte er die Schnur um die Schwungscheibe, dann pfuffte es und rauschte, eine Hand winkte in das Dunkel zurück, winkte, während das Boot immer rascher fortfuhr. Ein Atemzug Benzinrauch wehte zu ihr hinüber.

Als das Boot schon weit draußen war, zog eine Kolonne marschierender Mädchen in braunen Hemden vorüber. Ihr harter, abgehackter Marschschritt dröhnte auf dem Boden, als wäre es eine Kompagnie Soldaten. Sie sangen ein Lied, und an ihren Stimmen erkannte man nicht die Müdigkeit der jungen Körper. Sie hatten einen vollen Tag in der Ernte gearbeitet.

Zucht, deutsche, harte Zucht, dachte Martha. Und plötzlich fiel ihr das Wort wieder ein. La douce France. Das war die Grenze.

Leise, vom Marschschritt der Mädchenkolonnen übertönt, rief sie noch einmal «gute Nacht, Raimond» über den See. Weit draußen verschwand ein winziger glühender Punkt am Horizont. Sein Bordlicht.

Sie atmete noch einmal die milde Seeluft ein, dann schritt sie rascher aus, lief ein wenig und hatte bald den singenden Trupp der Mädchen eingeholt. Zweimal, dreimal mußte sie den Schritt wechseln, dann hatte sie den Takt erfaßt. Sie marschierten singend durch das Dorf. Hart wurde ihr Schritt, hart war die Straße.

Ein fremder, unbegreiflicher Gedanke verwehte. La douce France.

Bücher geben zu denken

EINE KLEINE GYMNASIASTIN

«Nur eine kleine Gymnasiastin» hätte dem Betreuer dieser Spalte Verschiedenes zu erwidern. Er hat sich nämlich von einem Buche etwas distanziert, «weil es vom Leser zu wenig wolle». Die Redaktion der «Du» hat ihre Zuschrift «dankend erhalten», und ich beeile mich, zu bestätigen, daß ich ebenfalls von ihr Kenntnis genommen habe und mich dem Danke anschließe. Der Satz, den die junge Kritikerin nicht gelten lassen will, läßt sich so, wie er dasteht, wirklich nicht halten: er ist zu wenig umsichtig niedergeschrieben worden, und es ist hübsch und freut mich, daß gerade eine kleine Gymnasiastin das gemerkt hat. Vielleicht werden ihre eigenen Aufsätze sehr streng erwogen und schaut sie darum so genau, was andere schreiben, vielleicht kündet sich da eine besondere Begabung an, vielleicht kreuzte der Satz Gedanken, die ihr zufällig nahelagen — ich weiß es nicht. Die Hauptsache ist, daß die kleine Gymnasiastin recht hat.

Aber kleine Gymnasiastinnen scheinen auch die Eigenschaft zu besitzen, plötzlich durch eine bescheidene und liebe Zwischenbemerkung einen in gelinde Verlegenheit zu versetzen. Ich kenne die Rasse, und es ist nicht das erstemal, daß ich durch eine solche Bemerkung etwas aus der Fassung gerate. Als ahnungsvoller Engel (ich nehme es an) wirft hier die junge Zwischenruferin doch die Frage auf, auf Grund welcher Kritiken wir Bücher oder Kunstwerke überhaupt beurteilen. Es ist die Grundfrage der Kritik, eine Grundfrage der Aesthetik, und sie hat es — wie alle Fragen dieser Art — auf sich, daß sie leichter zu stellen als zu beantworten ist. Vielleicht können wir, wenn wir uns strenge prüfen, überhaupt nichts Endgültiges darüber sagen. Wir werden inne, daß alle Begriffe, mit denen wir unsere Theorie unterbauen möchten, etwas wackelig und darum zur Fundamentierung wenig geeignet sind.

Dennoch aber gibt es gute und schlechte, bessere und weniger gute Bücher: Jeder Mensch weiß welche dieser und jener Art zu nennen, obschon sich nur wenige Gedanken darüber machen, warum sie so urteilen. Und unsere Urteile sind meistens recht bestimmt, wir lassen nicht gerne daran rütteln. Eine (andere) kleine Gymnasiastin kam einst in einem Aufruhr des Herzens zu mir und beklagte sich: ihre Kameradinnen machten ihr Vorwürfe, weil sie mit Vorliebe die Bücher der Courths-Mahler lese, und sie wünschte von mir die Bestätigung, daß dies eine anständige Lektüre sei. Dies war der Anlaß, daß ich dazu kam, selber eine Reihe Courths-Mahlerscher «Romane» zu lesen, aber als die kleine Gymnasiastin mich wieder aufsuchte und flehentlich um mein Urteil bat: «Nicht wahr, es steht nichts Schlechtes drin?» — da konnte ich ihr nur sagen: «Etwas Schlechtes habe ich nicht gefunden, aber, was vielleicht noch schlimmer ist, auch nichts Gutes!» Sie atmete auf: «Also nichts Schlechtes! An einem Sonntagnachmittag wird man schon ein solches Buch lesen können . . .» und wollte sich verziehen. Ich aber nahm lange Schritte hinter ihr her, um ihr deutlich zu machen, daß just der Sonntagnachmittag von einem jungen Menschen noch fruchtbarer angewendet werden könne.

Es hat Zeiten und Zeitströmungen gegeben, die beim Urteil über Kunstwerke lediglich auf die künstlerische Gestaltung abstellten. War sie in ihrer Einheitlichkeit überzeugend, war die Komposition gut abgewogen, entsprachen die darstellerischen Mittel dem Gegenstand, fügten die Einzelheiten sich organisch ins Ganze — dann war das Werk gut. Diese Theorie der Kunstbetrachtung kam vom Gebiet der bildenden Künste her, und man hat den Satz hören können, es sei belanglos, was ein Maler male, wie er es male, darauf komme es an. In gleicher Weise könnte man sagen, es sei gleichgültig, was ein Schriftsteller schreibe, wie er schreibe, entscheide.

Ich wäre bereit, mich selber zu diesem Satze zu bekennen, wenn man ihn richtig verstehen will, denn er schließt die Gefahr eines Mißverständnisses in sich. Schon auf die bildende Kunst bezogen, kann er nicht den Sinn haben, es brauchten nur gewisse Forderungen der künstlerischen Formgebung erfüllt zu sein, daß man ein Werk gut nennen dürfe. Es lebt darin, geheimnisvoll und kaum zu umschreiben, ein geistiges Element: die seelische Haltung, die geistige Auffassung — das Wesen des Künstlers. Nur der Bedeutende schafft ein bedeutendes Werk. Dieses Element des Bedeutenden muß man wohl für noch wichtiger halten als die Erfüllung formaler Forderungen. Es gibt rohe Skizzen von großen Künstlern, in flüchtiger Laune hingeworfen, bei denen man kaum von «Formgebung» reden kann, aber die einem durch die Menschlichkeit, deren Ausdruck sie sind, ein Leben lang eindrucksvoll bleiben.

Im Bereiche der Sprachkunst verhält es sich nicht anders. Und kann das erstaunlich sein, da das Wort uns nicht nur einen Klang, sondern immer auch einen Inhalt bedeutet? Es gibt Bücher, die durch einen beklagenswerten Mangel an Gestaltungskraft auffallen, aber an denen man um ihres Inhaltes willen nicht vorbeigehen kann. Es gibt andere, an die alle Sorgfalt und Kunst der Gestaltung gewendet ist, aber sie lassen uns kühl: sie sagen uns nichts, wir fühlen uns bei ihrer Lektüre weder geistig noch seelisch aufgerufen, sie haben keinen Dämon oder keinen, der uns in unserer Ganzheit zu ergreifen vermöchte. Die Großen haben gut reden: Genie ist Fleiß. Von ihnen aus gesehen mag die Gleichung richtig sein und bedeuten, daß das Genie nur durch rastlose Arbeit zur vollen Auswirkung und zur Leistung gelangt, die seine Existenz sinnvoll macht. Aber die Gleichung läßt sich nicht umkehren: bloßer Fleiß erzeugt nie und nimmer eine geniale Leistung.

Man kann nun fragen und rätseln, worin das Wesen des «Bedeutenden» in einem guten Kunstwerk denn bestehe. Daß es eng mit der Persönlichkeit des Künstlers verbunden ist, kann nicht bezweifelt werden. Und ich zweifle auch nicht daran, daß es in einer Kraft beruht, die so stark oder so rein im allgemeinsten Menschlichen wurzelt, daß sie die dafür aufgeschlossenen Menschen irgendwie in ihrer eigenen Existenz trifft und sie aus tieferen Gründen aufleben läßt. Beabsichtigt dies ein Autor, so kann man wohl von bewußter Tendenzliteratur reden. Aber er braucht es nicht zu beabsichtigen, er mag sich sogar dagegen sträuben, mag seine Einsamkeit und Menschenfeindlichkeit ausspielen — wenn er ein bedeutender Mensch ist, wird er im Ausdruck seines Wesens immer diese Wirkung erzielen. Wir können wohl vieles verleugnen, unser Menschentum zu verleugnen, wird uns nicht gelingen.

Also, liebe kleine Gymnasiastin, ein Buch braucht nichts vom Leser zu wollen, auch ein gutes Buch kann es ohne diesen Willen machen. Aber es muß die Wirkung haben, daß der Leser in seiner eigenen Existenz von ihm aufgerufen wird — kraft der seelischen Energie, die von ihm ausströmt. Auch gibt es natürlich Abstufungen dieser Art des menschlichen Aufrufs (auch die Courths-Mahler ruft auf: zu Konfektionswunschträumen), und es bleibt die Aufgabe des Kritikers, feinhörig zu sein und mit geschärftem Gewissen sich zu den Werken zu bekennen, die ihm als Zeugnisse menschlicher Art und Kunst wesentlich erscheinen, von den andern aber sich zu distanzieren.

Bf.

Blick auf Theben

2200 Jahre vor Christus, zur Zeit der 11. Dynastie, war Theben am Oberlauf des Nil der Mittelpunkt der Welt, denn damals war es die Hauptstadt Aegyptens und Hauptkultstätte des Amon. Amon war ursprünglich der Gott der Fruchtbarkeit und der Ernte. Mit dem politischen Hervortreten der 11. Dynastie und dem Aufschwung Thebens zur Hauptstadt des Landes wuchs er zum obersten Gott des ägyptischen Götterkreises empor. In Luksor und Karnak standen die berühmtesten Tempel für ihn. Theben, die «hunderttorige» Stadt, vermochte sich über ein Jahrtausend als Hauptstadt zu halten, aber als im 1. Jahrtausend v. Chr. das politische und wirtschaftliche Uebergewicht sich nach Unterägypten verschob, ging es rasch zurück. Bereits zur Zeit des griechischen Geographen Strabon, der 63 v. Chr. bis 19 n. Chr. lebte und Aegypten zu verschiedenen Malen bereiste, bestand Theben nur noch aus vier Dörfern: Luksor, Kurna, Medinet Habu und Karnak. Karnak ist auf unserer Fliegeraufnahme zu sehen. Die Ruinen im Hintergrund sind Ueberreste des obgenannten berühmten Amontempels. Es war ein Prachtsbau von riesenhaften Ausmaßen, an dem verschiedene ägyptische Herrscher der 11. Dynastie, von denen jeder seinen Vorgänger zu überbieten suchte, gebaut hatten. Viele hundert Jahre sind in der Geschichte verstrichen, seit Theben der Nabel war. Seither ist viel Wasser den Nil hinunter dem Mittelmeer zugeflossen, Flugsandwolken aus der Libyschen Wüste haben sich auf der Gegend niedergelassen und halten manches Geheimnis dieser Kulturstätten verborgen.

Zu diesem Bild schreibt der Verfasser des Artikels: «Mahalla bei Cernowitz im Sommer 1915. Dieses russische Offizierspferd wurde eingefangen und mir zugeteilt. Am Sattel hing noch die Peitsche, auf deren Silbergriff die Worte eingraviert waren: ‚Im Feld fürs Pferd, zu Haus fürs Weib'».

Zu Bild rechts: Russischer Trainsoldat aus einem österreichischen Gefangenenlager im Winter 1916.

Aus der Mappe eines ehemaligen Kriegsberichterstatters

«Herr Haupme, Füsilier Bucherer.»

«Was isch denn los, sind Sie eigetli Schwiizer oder Oeschtriicher?»

«Schwiizer, Herr Haupme.»

«Do isch es Telegramm, Sie solle im Kriegsprässiquartier in Oeschtriich irugge.»

Mit diesem Gespräche verabschiedete ich mich im Februar 1915 von meinem Hauptmann, nachdem ich seit Ausbruch des Krieges mit einem Landwehrdetachement im Gotthardgebiet Wache gestanden hatte.

Ganz ohne mein Wissen war ich von Münchner Freunden im K. und K. österreichischen Kriegspressequartier empfohlen worden. Mit dem besagten Telegramm wurde ich als Zeichner-Berichterstatter vom Kriegspressequartier, dessen Chef damals Generalmajor von Höhn war, angefordert, um an den österreichischen Fronten zu zeichnen.

Von meiner Einheit wurde ich sofort beurlaubt und vor der Abreise nach Oesterreich noch vom Generaladjutanten, Oberstdivisionär Brügger und vom Generalstabschef von Sprecher empfangen. Am 1. März 1915 meldete ich mich im K. und K. Kriegspressequartier in Teschen. Ich erhielt Offiziersrang, -besoldung und -verpflegung, inklusive 120 Zigaretten und 10 Zigarren pro Woche und einen sprachenkundigen Burschen zugeteilt. Gleich am folgenden Tag konnte ich mit der Arbeit beginnen. Oesterreich und nur dieses Land, hatte während der ganzen Dauer des Krieges 1914—18 ständig Zeichner, Maler und Photographen aus neutralen Ländern in seinen Kriegsgebieten. So kam es, daß man im Kriegspressequartier mit mancherlei mehr oder weniger bekannten und berühmten Leuten vom Fach zusammentraf. Molnar, Kapus, Roda Roda waren da, für kurze Zeit einmal auch Sven Hedin und Ludwig Ganghofer. Nach mir war aus der Schweiz auch der Maler Beat Wieland hier. Unsere Arbeit im Kriegspressequartier vollzog sich so: In kleinen Gruppen oder zuweilen auch einzeln wurden wir an die verschiedenen Fronten abkommandiert, immer in Begleitung eines Hauptmanns. Da konnten wir zeichnen, was uns am besten gefiel. Alle Zeichnungen gingen nachher in die Zensur. Was dort nicht anstößig befunden wurde, erhielten wir zurück und konnten damit anfangen, was wir wollten: in die Mappen legen, verschenken oder den Zeitschriften zur Publikation einsenden. Im Verlaufe der zwei Jahre, die ich mit kurzen Unterbrechungen in Oesterreich mich aufhielt, lernten wir fast alle Kriegsschauplätze der Oesterreicher kennen. Tirol, Montenegro, Albanien, Bulgarien, die Bukowina hatten wir besucht, die Karpathen-Winterschlachten und das Hin- und Herwogen der Fronten in Russisch-Polen beobachten können; in Przemysl und an manchen andern bekannt gewordenen Schlachtenorten waren wir gewesen, in mehreren Gefangenenlagern haben wir gezeichnet und manches kleine und große Erlebnis auch im Hinterland mit dem Stifte festgehalten. Nicht immer lief alles so harmlos ab, wie sich das jetzt — nach 25 Jahren — erzählen läßt.

Gleich wie die Soldaten befanden auch wir Berichterstatter, wenn wir in der vordersten Linie zeichneten, uns oft in gefährlichen Situationen. Einmal, bei Przemysl, schlug eine russische 8-cm-Granate kaum zwei Meter von meinem künstlerischen Beobachtungsposten ein, glücklicherweise ohne zu explodieren. Ich hob den Blindgänger auf und brachte ihn als denkwürdiges Kuriosum mit nach Hause.

Einen Monat später. Strapaziert und ermüdet von einem achttägigen Kreuz- und Quermarsch kamen wir in ein galizisches Dorf, wo wir endgültig Quartier bezogen. Unser erster Gang führte uns auf die Suche nach einem Coiffeur. Wir fanden ihn bald, aber sein Laden war ziemlich leer — weil die russischen Soldaten, die hier waren, alle Haar- und Gurgelwasserflaschen ausgetrunken hatten.

Lange Zeit später: In Gravosa sollte ich ein Truppentransportschiff erreichen, um auf ihm nach Süden zu reisen. Aus irgendeinem Grunde fuhr der Dampfer früher als zur angezeigten Zeit weg und ich mußte zur Weiterfahrt eine andere Gelegenheit abwarten. Zwei Tage später erhielten wir Bericht, daß das ursprünglich für uns bestimmte Schiff in der ersten Nacht auf offenem Meer versenkt worden war . . .

Ein neuer, ganz anders gearteter und vor allem viel rascherer Krieg braust gegenwärtig wieder über Europa. Auch in der Berichterstattung ist — verglichen mit dem letzten Weltkrieg — manches anders geworden. Für besinnliche Zeichner und Maler gibt es keine beschaulichen Plätzchen mehr an den Fronten. Wohlorganisiert und kompagnieweise sind heute die Kriegsberichter mit Kameras und Radio hinter den Geschehnissen auf den Kriegsschauplätzen zu Wasser und zu Land her. Eine Stunde nach einem Ereignis an der Front wird dieses schon im Radio gemeldet, zwei Stunden später liest man davon in den Zeitungen, nach weitern sechs Stunden erscheinen die Bildberichte davon.

Max Bucherer.

Max Bucharer

Ein Filmbegeisterter und ein harmloser Herr

unterhalten sich im Kaffeehaus über den Schweizer Film und über die Literatur, die ihm nicht auf die Beine helfen kann

Der Filmbegeisterte: Der Schweizer Film ist auf dem Holzweg.

Der harmlose Herr: Eine kühne und herzlose Behauptung. Was wollen Sie mit ihr sagen?

Der Filmbegeisterte: Der Schweizer Film ist literarisch angekränkelt. Er macht in der Stoffwahl den gedankenlosen Umweg über die Literatur. Das ist ein Armutszeugnis; es beweist, daß wir keine Filmschöpfer mit eigenen Ideen haben. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der ein schönes Kleid kauft, um es sogleich zu zertrennen und daraus ein anderes Kleid zu machen. Genau so gehen unsere Filmautoren vor.

Der harmlose Herr: Halt! Diesen Vorwurf könnten Sie auch den Dichtern machen. Die Zahl der Stoffe, die sich in dichterischer Form wiedergeben lassen, ist beschränkt. Zu allen Zeiten haben die Dichter alte Stoffe benützt, um sie in neuer Form wiederzugeben.

Der Filmbegeisterte: Nie hat ein wirklicher Dichter eine Vorlage benützt, um vom guten Namen des Verfassers die Rechtfertigung seiner eigenen Leistung abzuleiten. Die Film-Macher dagegen verbergen sich hinter einem bekannten Dichter, um ihrem Film eine gewisse Erfolgssicherheit zu geben. Ein Dichter benützt eine Vorlage, wenn er sich berufen fühlt, sie zu verwandeln, ihr neue Tiefe, neuen Glanz, eine neue Stimmung zu geben. Warum sollten Filmdichter nicht dasselbe versuchen? Denken Sie an Chaplin, an René Clair, an Jean Renoir!

Der harmlose Herr: Mit Renoir kommen Sie mir eben recht. Hat er nicht Maxim Gorkis «Nachtasyl» und Zolas «La bête humaine» verfilmt?

Der Filmbegeisterte: Nein, verfilmt hat Renoir diese beiden Werke ganz gewiß nicht; ich werde gleich sagen, wie ich das meine. Zunächst möchte ich Ihnen aber in einer Beziehung recht geben: Gewiß muß der Schweizer Film sich in seiner Stoffwahl auf das stützen, was Menschen bewegt, ergreift, begeistert oder belustigt. Dies heißt aber noch lange nicht, daß der schweizerische Filmautor darauf angewiesen ist, die erzählerische Technik, die Art des Vortrags, das Gerüst der Handlung bei den anerkannten Dichtern zu holen. Den Filmschöpfern, den großen, soll er auf die Finger sehen; nur bei ihnen kann er lernen, filmisch zu erzählen.

Der harmlose Herr: Filmschöpfer! Eigene Ideen! Chaplin und Renoir! Gibt es denn einen schweizerischen Chaplin, einen schweizerischen Renoir?

Der Filmbegeisterte: Die Filmproduzenten haben bisher gar nicht nach freien schöpferischen Kräften gesucht. Für sie mußte meistens ein bewährter Dichter die Gewähr bieten, daß ihr Film gut werde.

Der harmlose Herr: Ja, das mag wohl sein. Aber Filmideen können Sie doch nicht einfach aus der blauen Luft nehmen!

Der Filmbegeisterte: Nicht aus der blauen Luft, aber aus unserem Leben, aus unserer vertrauten, reichen, bewegten Wirklichkeit. Sie haben vorhin Renoir im Zusammenhang mit Gorki und Zola genannt. Wissen Sie aber auch, daß Renoir immer wieder bei der Natur, seinem großen und einzigen Vorbild, in die Schule gegangen ist? Wissen Sie, daß er gesagt hat, es falle ihm nicht ein, Gorkis «Nachtasyl» einfach zu «verfilmen», daß er wochenlang die Vororte von Paris durchstreift hat, um Schauplätze und Menschen zu finden, in denen die von Gorki gestalteten Geschehnisse und Geschicke sich abspielen konnten? Wissen Sie auch, daß er zu seinem Film «La bête humaine» nicht Zolas fertigen Roman, sondern des Dichters Entwürfe und Skizzen benützte, Entwürfe, die ihn denselben Weg wie Zola gehen ließen: zu den Bahnhofanlagen von Le Havre, zur nahen Welt der Schienenstränge, Eisenbrücken, Lokomotiven und Stellwerke?

Der harmlose Herr: Ich sehe, Sie erwarten vom Schweizer Film nichts als krassen Naturalismus.

Der Filmbegeisterte: Aber nein! Die Natur als Lehrmeisterin wählen, heißt doch nicht, sie mit peinlicher Beflissenheit abklatschen. Der Filmschöpfer steht doch in ähnlicher Lage vor der Natur wie der Maler. Er muß den Ausschnitt bestimmen, muß weglassen oder steigern, zusammenfassen und deuten, Gegensätze sichtbar machen und Zusammenhänge entdecken. So der Filmschöpfer: er gibt wohl die Natur mit dem Objektiv wieder; aber das heißt noch lange nicht, daß er dabei objektiv bleiben muß. Ihm erwächst die Aufgabe, aus der Fülle von «Rohstoff», den die Natur ihm liefert, Fesselndes und Ergreifendes zu formen.

Der harmlose Herr: Ich sehe, Sie denken an die unzähligen Möglichkeiten der reinen Bildhaftigkeit. Aber all dies ist doch nur Form, nicht Inhalt. Wo bleibt die zusammenhängende Handlung, das Wirken von Charakteren, der Konflikt, die Lösung? Ist es nicht begreiflich, daß die Filmschaffenden, trotz ihrer ausdrucksreichen Technik, die Dichter anrufen, denen allein es gelingt, in das Chaos von Realitäten eine geistige Ordnung zu bringen?

Der Filmbegeisterte: Natürlich. Aber das Primäre muß die Lust sein, eine Realität optisch zu gestalten. Man muß die Dichter finden, die filmisch denken, die sich nicht mit Worten, sondern mit bewegten Bildern ausdrücken.

Der harmlose Herr: Ist nicht die filmische Tradition zu klein, als daß wir schon auf Filmdichter zählen könnten?

Der Filmbegeisterte: Wie soll denn bei uns eine filmische Tradition entstehen können, wenn man sich scheut, den direkten Weg zum reinen Film zu gehen? Würde ein Filmdichter überhaupt angehört, wenn er sich, aus dem Neuen schöpfend, nicht auf einen bewährten, erfolgversprechenden Hintermann stützen könnte?

Der harmlose Herr: Gut, nehmen wir an, der Filmschöpfer würde angehört. Wie, glauben Sie, könnte er vorgehen?

Der Filmbegeisterte: Wir suchen doch zum Beispiel schon lange für den Film ein schweizerisches Lustspiel. Haben Sie über Schweizer Filme schon wirklich herzlich gelacht?

Der harmlose Herr: Wir haben schon oft über träfe Witze und komische Gespräche in Schweizer Filmen gelacht.

Der Filmbegeisterte: Nein! Sie verstehen mich ja noch immer nicht! Wir wollen keinen Schwank, kein auf das Filmband gequetschtes Theater. Der Film gibt aber ganz andere Möglichkeiten. Wir müssen eine Figur finden, die komisch auf uns wirkt, indem sie die komischen Situationen, in die wir alle geraten können, verdeutlicht. Nehmen Sie zum Beispiel einen Menschen, dem wir im schweizerischen Alltag oft begegnen können: robust, etwas spießig, schwerfällig. Nehmen Sie nun aber an, dieser Mann sehe nur so aus; im Grunde seines Wesens sei er sehr empfindsam, seelisch verletzbar, phantasiebegabt. Aus dieser Spannung zwischen äußerer Erscheinung und innerem Wesen ergeben sich doch sehr viele komische, oder, wenn Sie wollen, ergreifende Züge.

Der harmlose Herr: Gewiß, gewiß. Aber das ist doch ein in der Literatur sehr oft benütztes Motiv. Wie wollen Sie daraus eine spezifisch filmische Idee ableiten?

Der Filmbegeisterte: Sicher haben wir hier eine bekannte, häufig dargestellte, grundlegende menschliche Situation. Die muß aber ein Film haben, um überhaupt Wirkung ausüben zu können.

Der harmlose Herr: Ich verstehe. Immer noch haben Sie mir aber nicht gesagt, wie Sie mit der von Ihnen gewählten Figur eine reine, neuartige Filmidee ausdrücken wollen.

Der Filmbegeisterte: Sie nehmen mich gehörig in die Zange. Ich habe aber meinen Mann ganz bewußt als Beispiel für eine Filmfigur angeführt. Es besteht doch, wie ich gesagt habe, eine Spannung zwischen seiner äußeren Erscheinung und seinem inneren Wesen. Merken Sie etwas?

Der harmlose Herr: Ich merke, daß Sie nicht weiterkommen.

Der Filmbegeisterte: Ich komme sogar sehr schnell weiter. Ich komme gleich zur Hauptsache. Die äußere Erscheinung meines Mannes ist eine optisch erfaßbare Realität. Die Umwelt, in der dieser Mann lebt, ist ebenfalls eine optisch erfaßbare Realität. Weil aber der schwerfällige Mann innerlich empfindsam und ein Träumer ist, stößt er sich ständig an der Wirklichkeit. Haben wir hier nicht eine filmwirksame Situation? Nehmen Sie an, der Mann sei

Maler. Er sitzt in einer blühenden Wiese der heimatlichen Landschaft vor einer Staffelei. Hinter dem Mann steigt ein Rain zu einem Sträßchen empor, über das geschäftige Leute eilend gehen und fahren: Ausläufer, Handwerker, ein Steuerweibel, Marktfrauen mit schweren Karren. Eigenartiger Gegensatz zwischen dem Mann, der «Unnötiges» tut, während andere hasten und wirken müssen. Es kommt ein Bauer mit seinem Mistfuhrwerk; das Sträßchen ist steil, die Kühe können den Wagen nicht weiterbringen. Der Bauer ist aufgeregt; der Maler dagegen ist gleich bereit, das Mistfuhrwerk als wirkungsvolle Staffage zu begrüßen und den Bauern zu bitten, es stehen zu lassen.

Der harmlose Herr: Ein reichlich weltfremder Maler. Und das nennen Sie «von der schweizerischen Wirklichkeit ausgehen»?

Der Filmbegeisterte: Sie haben zu bedenken: Ich mache keinen naturalistischen Film, sondern ich schildere eine komische (wenn Sie wollen tragikomische) Figur. Komik ist Uebertreibung und Typisierung. Weiter: Der Bauer, empört über die Verständnislosigkeit des Malers, gibt diesem mit grober Deutlichkeit zu verstehen, er solle lieber helfen, den Wagen vom Fleck zu bringen, anstatt seine unnötigen Bilder zu malen. Der Maler, aufgescheucht aus seiner Träumerei, gutherzig und leicht zu gewinnen, vertauscht den Pinsel mit den Speichen der Wagenräder, und aus dieser ersten Anstrengung erwächst sein Entschluß, «etwas Nützliches» zu vollbringen, das Malen zu lassen und vorläufig dem Bauern zu helfen, der zu Hause und auf dem Feld alle Hände voll zu tun hat. Der empfindsame Maler, den alle für einen robusten Riesen halten, will Gutes tun, gerät in den Bauernhaushalt, schwankt ständig zwischen den harten, praktischen Forderungen des Alltags und seiner Träumerei hin und her, stößt sich immer wieder an der harten Wirklichkeit, legt künstlerische Salatbeete an, entdeckt eine gemalte Truhe, macht sich begeistert daran, sie aufzufrischen, während die Landleute ihre Ernte vor dem Gewitter retten müssen. Sehen Sie, daß Sie in der Figur des Malers eine unendliche Fülle von belustigenden oder besinnlichen Zufällen, Zwischenfällen, Kontrasten haben? Sehen Sie, daß diese Figur, die in tausend Abwandlungen in der Literatur vorkommen mag, eine mit optischen Möglichkeiten geradezu geladene Figur ist, daß . . .

Hier unterbrach sich plötzlich der Filmbegeisterte, weil er merkte, daß er im Begriff war, eine Idee auszuplaudern, die er bis dahin sorgsam gehütet hatte. Der harmlose Herr aber, vorläufig keine neuen Einwände wagend, verabschiedete sich, nachdem er das Versprechen gewonnen hatte, das Gespräch werde bei günstiger Gelegenheit wieder aufgenommen.

Hans Staub und Hans Laemmel.

Eine ungewöhnliche Berichtigung

In Nummer 2 unserer Zeitschrift findet sich ein Artikel «Pinocchio und Klötzli», und in diesem Artikel ist die Rede von einem «in der Schweiz lebenden Italiener», der die Bilder für das Klötzli-Buch gezeichnet hat. Nun ist der betreffende Zeichner, Ettore Cocchi, gar kein Italiener, sondern ein seit 25 Jahren im Kanton Zürich lebender Tessiner, der natürlich den uns unterlaufenen Irrtum hinsichtlich seines Heimatscheines gerne berichtigt haben möchte. Die Art, wie Herr Cocchi unserem Mitarbeiter Hans Laemmel diesen Wunsch kund tut und ihn auf den wahren Sachverhalt aufmerksam macht, steht so entzückend und vorbildlich jenseits aller aufbegehrerischen Raunzerei, daß wir den Anfang seines Briefes hier faksimiliert, doch arg verkleinert, wiedergeben.

STIMMEN BEI TISCH

VON MAX PULVER

Halblaut vorzulesen

Die Stimme am Radio ist verstummt ... In schneidigem, fast etwas schnarrendem Tonfall hatte sie die neuesten Nachrichten von allen Kriegsschauplätzen herausgeschmettert; jeder Satz ein Massaker, ein buchstabiertes Massaker. Jeder Satz in seinem Inhalt angefüllt vom Triumph der Vernichtung, gleißend vor Lüge, gezwängt in einen Anschein von Sachlichkeit — wie Tigerkrallen in Glacéhandschuhe. Der Greuel war also für diesmal vorüber; noch blieb der eine oder andere der Hotelgäste zurück, versonnen über das Entsetzliche oder vielleicht nur durch die falsche Betonung fremder Eigennamen betroffen. Dann rief die Glocke zu Tisch.

Der Mittagsbericht am Radio ist im Hotel gleichsam der Apero geworden. Er ist so bitter, wie dieser sein soll, ja bitterer als dieser; man überzeugt sich dabei, daß man selbst noch außerhalb der Kriegskarte steht, wenn auch nicht mehr außerhalb des Kartensystems, man atmet auf, wenn auch beklommen, wenn auch mit schlechtem Gewissen.

Einzelne Gäste freilich lassen sich den Cocktail auch zum Radio nicht nehmen, sie geben vor, alles Berichtete sei doch erlogen und bestellen sich einen zweiten Cocktail. Diese bleiben auch jetzt noch am Kamin im Gesellschaftsraum zurück, während die übrigen bei den letzten Worten des Radiosprechers aufgebrochen sind, d. h. an der Stelle, wo greisen Ehepaaren gratuliert wird. Langes Leben scheint dem «Geiste» des Radios eine hohe Tugend zu bedeuten. Eine diamantene Hochzeit oder ein Bericht über die Rüstigkeit von Fünfundneunzigjährigen liefert gewöhnlich den persönlichen Abschluß der Meldungen; in deren erstem Teil werden dafür die jungen Menschen — volatilisés — wie ein französischer Eachausdruck lautet. Also, gehn wir essen. Das ist ja nicht mehr so selbstverständlich, übrigens erinnere ich mich sehr wohl der Zeit in der Fremde, wo das recht wenig selbstverständlich geworden war, wo man mit Schwindel herumliegt, wo beim Lesen einem die Buchstaben vor Augen tanzten, wo — also, essen wir.

Der Speisesaal ist ein Flüstergewölbe. Zwar nicht mit so heimtückischer Absicht konstruiert, wie jenes des sizilischen Tyrannen, aber doch immerhin ein Flüstergewölbe, wenn auch ein unabsichtliches.

So höre ich denn, während ich auf die Suppe warte, Tropfen für Tropfen — den spitzen Tonfall vom roten Munde einer Dame aus der entferntesten Ecke des Raumes. Ein hohes «i» beherrscht ihre Sprechmusik, ein spitzes, gleichsam grelles «i», das «i», das im Wörtchen «ich» steckt und aus dem Wörtchen «ich» sticht.

Seelenleben und Dialekt dieser Dame sind aufeinander abgestimmt, anscheinend im Kontrast dazu aber steht ihre optische Erscheinung. Sie ist zwar schlank, etwas ledern, gleichsam trocken. Man könnte von Haut und Knochen sprechen, wenn ihre Toilette nicht wäre, ihr Puder nicht und nicht die Blüte im Knopfloch des Jacketts. Aber die Toilette wechselt von Mahlzeit zu Mahlzeit, aber auch von Tag zu Tag, die Blüte im Knopfloch von Tag zu Tag, nur die Pudertönung und der Knochenbau scheinen länger Bestand zu haben.

Mit ihren hohen «i»-Tönen macht die Dame auf sich aufmerksam; ihre Rede, die von der Decke auf mich herabträufelt, spricht zwar von diesem und jenem, oder von dieser und jener, aber ihr «i» weist immer mit seinem schrillen Oberton auf ihr Ich hin, ihr verwöhntes Ich, das Ich ihrer Toiletten, das Ich ihrer eleganten Person mit den knappen Bewegungen der Stimme und des Rumpfes, die nicht ohne Anmut, die aber auch nicht ohne Aggressivität sind.

Ein Herr sitzt ihr gegenüber. Meistens sind ihre Worte an diesen Herrn gerichtet. Aber die Dame ist zu expansiv, um allein an ihrer Wirkung auf diesen Mann und einzelnen ihr Genügen zu haben, sie braucht mehr Publikum, mehr Hörer, eine größere Gemeinde von Verehrern. Die Herren an den Nebentischen (die Tische sind eng aufeinandergerückt), die Herren an den Nebentischen bekommen kleine Worte gesteckt, kleine spitze bon-mots, die in ihrem prallen Fell stecken bleiben wie die Banderilla im Stier. Sie reizen das Phlegma, ohne doch das Tier ernstlich zu verletzen.

Die spitze Stimme der Dame plänkelt weiter. Aber schon schwirrt sie nicht mehr allein im Raume. Ein vielfältiges Brausen hat eingesetzt, Stuhlrücken, Klirren, Klappern, untermengt mit Wortfetzen — man beginnt zu essen.

Die Lärmgestalt wird mählich kompakt. Ueber den Begleitinstrumenten der klirrenden Bestecke erhebt sich nun das Unisono einer Gesamtstimme, anschwellend, abschwellend, dann plötzliche Stille — nur zögernd unterbrochen vom vereinzelten Tacken einer Gabel oder eines Löffels, die am Tellerrand anstoßen.

Jetzt schleppt sich die Klangballung der Tischgespräche dahin wie ein etwas schläferiger Choral. Der Diskant der Dame aus der gegenüberliegenden Ecke hat sich mit dem Geräuschsalat der Tutti vermischt. Sie ist nur noch ein bewegtes Bild, ihre Gabel graziös zum Munde führend. Ich sehe, daß sie auf ihr männliches Gegenüber einspricht, aber ich höre sie nicht mehr.

Ihr Gegenüber ist für mich eine Rückenansicht, etwas schlaffe Schultern im diskret gewürfelten Sportrock, darüber aber die matte Kugel einer Glatze. Ihre Haareinrahmung ist spärlich. Gepflegte Strähnen beschönigen ihren Umfang. Der Ausdruck dieser Glatze fasziniert mich. Da ist Angepaßtheit — Einpassung — Verzicht auf eigenen Vorstoß in die Welt. Vielleicht hat der Mann noch nicht ganz auf sich verzichtet, aber er hat sich eingefügt.

Glatze ist also vielleicht Fügsamkeit dem Schicksal gegenüber, Hinnehmen des Unabänderlichen, Verzicht auf grundsätzlichen Eigenstand und Widerstand. Dieser Gedanke überrascht mich so, daß ich die Gabel niederlege und um mich blicke. Ich muß diesen Eindruck prüfen, ich muß nach Bestätigung dafür suchen.

Ueber den vollgepferchten Raum sind überall diese mattblinkenden Kugeln verteilt, sie ragen aus Familiennestern auf, zwischen Kinderköpfen, und sie schaukeln sich im Takte des Essens neben den hohen Lockenbauten eleganter Damen.

Verzicht ist wohl der Grundausdruck auf all diesen Kugeln, aber wie verschieden wird dieser Verzicht getragen und vorgetragen: da ist schlichtes Sichbescheiden beim einen, der zwischen seinen zappelnden Kindern sitzt. Da ist betonte Endgültigkeit bei einem andern.

Er hat sich die wenigen ihm noch verbliebenen Haare kurzerhand wegrasiert, und so hat er sich gleichsam auf die Endgültigkeit seines Schädelbaus selbst zurückgezogen, sein Kopf ist ganz Struktur, ganz Knochengehäuse des Verstandes, ganz zentrale Kapsel, von der aus seine Einflußnahmen wie Telephondrähte laufen, ganz Konzernzentrale. Dieser Mann hat seine Glatze hineingearbeitet in das Ganze seiner repräsentativen Person, sein Verzicht auf das Außenwerk (des Haares) erlaubt ihm Zusammenfassung und Ballung in seine Grundkraft. Sein Haar ist gleichsam wegrationalisiert, als störender Einschlag tierischer Triebhaftigkeit aus dem zweckgerichteten Aufbau des Konzerns ausgeschieden. Die Sinnlichkeit ist der Technik aufgeopfert.

Verzicht braucht nicht Entsagung zu bedeuten. Man kann auf Ideale verzichten, auf das kühne und gefährliche Leben verzichten, um in der Selbstbeschränkung den verbliebenen Rest an Leben um so behaglicher und um so ungestörter zu genießen. Das ist wohl der Sinn der Glatze des Mannes mit dem Neufundländergesicht, der, die gedrückte Ehefrau zur Seite, sein halbgefülltes Weinglas ausgiebig nachfüllt. Schon vorhin ist er mir beim Apero aufgefallen; während alles sonst betreten schwieg vor dem Hufedröhnen der furchtbaren apokalyptischen Reiter, leerte er seinen Cinzano und

rief nach einem neuen. Als wollte er sich mit dem Wermut Mut zutrinken. Seine Glatze gesteht keinen Verzicht. Sie hat die Form einer Tonsur, aber diese Tonsur ist rings umkränzt von hellen, krausen Löcklein. Selbstgerechtigkeit des Genießers spricht aus ihr, pfäffische Rechthaberei erfolggesättigter Eitelkeit. Er weiß, was er von der Welt zu halten hat, denn diese Welt ist auf ihn hereingefallen. Sie ist also ebenso dumm, wie er schlau ist. Ein lateinisches Sprichwort ist ihm geblieben — mundus vult decipi (die Welt will betrogen sein) — und das tut er denn auch, wenn auch mit gutem Anstand, vielleicht zwar nicht mit ganz gesellschaftlichem Anstand, aber doch mit der Manier, die ihm mit dem Tischgebet im Vaterhause beigebracht worden ist. Vorhin hat er laut und ungefragt versichert: die Weltgeschichte sei ein Fußballmatch, und da gelten doch Spielregeln, wenn auch die Menge dabei tobt und aufbrüllt.

Wie ein Römer aus der Zeit des Niederganges hat er zwar seinen Glauben verloren, der Glaube an die Vorzüglichkeit seiner Person aber und die Leistungsfähigkeit seines Wagens sind ihm verblieben. Er steht über dem Gemetzel. Er steht auch über dem Menu. Er hat sich eine Kalbshaxe bestellt, er schlägt die Zähne ins Fleisch, gewaltsam bearbeitet er die Knochen — er fühlt sich kannibalisch wohl. Seine Haut ist rosig angelaufen. Er schlingt mit der schönen Gewissenlosigkeit jenes jugendlichen Tiers, das wir in seiner ausgewachsenen Reife alle zu schätzen wissen.

VOM KNOPF

Der Knopf als Kleiderverschluß ist keineswegs eine so große Selbstverständlichkeit, wie wir gemeinhin annehmen. Er war nicht überall und zu allen Zeiten da, und die meisten Völker haben ohne ihn sehr gut auskommen können. Weder Mohammed noch Moses noch Christus oder Plato haben einen Knopf vermißt. Man brauchte Gewandnadeln oder hielt die Gewänder durch Gürtel zusammen. Jedoch — der Knopf ist bequem. Das haben die Zentralasiaten wohl zuerst erfaßt, und die Türken kannten ihn lange vor uns. Allerdings gab es auf europäischem Boden in der Bronzezeit schon einen Knopf, von dem später die Rede ist, der aber mit der bronzezeitlichen Tracht wieder verschwand und erst sehr spät, im vierzehnten nachchristlichen Jahrhundert, durch Vermittlung der Türken, bei uns wieder eingeführt wurde. Das war zur Zeit der Kreuzzüge, als man auf den Fahrten ins gelobte Land die Bequemlichkeit der orientalischen Kleidung und im besonderen die Tracht der seldschukischen Türken, aus deren Händen die Kreuzfahrer die heiligen Stätten befreien wollten, kennengelernt hatte. Es war die allgemein türkische Kaftantracht: der Dolaman, ein enger Leibrock, welcher bis unter die Knie reichte und vom Halsloch bis zur Taille verknöpfbar war, darüber der nicht verschließbare Kaftan. Die ganze europäische Mode im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ist durch diese Tracht stark beeinflußt worden, und die ganze Entwicklung unserer europäischen Kleidung wäre ohne dieses türkische Vorbild nicht dieselbe gewesen. Die einschneidendste Neuerung aber war der Knopf.

Als man nach dem freien Faltenwurf der Minnesängerzeit das Bedürfnis empfand, die Oberkleider eng zu schneiden, blieb nichts anderes übrig, als sie vorn herunter zu öffnen. Die langen Männerkleider waren kurz geworden und wurden der ganzen Länge nach geknöpft, die Frauenkleider meist vom Halsloch bis zur Taille und manchmal auch ganz herunter. Wie alle Modeneuheiten, wurde der Knopf zuerst übermäßig und oft unsinnig gebraucht. Nicht nur vorne wurden die Kleider geknöpft, auch die Aermel wurden dicht mit Knöpfen besetzt, Hüte und Mützen und Mäntel trugen Knöpfe, gleichgültig ob man sie zum Verschluß brauchte oder nicht. Und wie immer gab es solche, die die Abwechslung in der Mode freudig begrüßten und andere, Konservative, denen die Neuerung eitel Aergernis war. So heißt es in der böhmischen Chronik des Hagecius von 1367: «In diesem Jahr kamen in Böhmen wieder neue Trachten auf; manche trugen fünf oder sechs Schock Knöpfe und die Kleider so eng angepaßt, daß sie sich nicht bücken und bewegen konnten. Gottes Greuel über die kurzen Röcke und die spitzen Schnabelschuhe.»

Die Frauen waren viel zurückhaltender in der Knopfmode, sie machten die vielen Torheiten überhaupt nicht mit, und manche blieben bei dem alten Schnürverschluß. Als im sechzehnten Jahrhundert der Haken- und Oesenverschluß eingeführt wurde, kümmerten sie sich kaum noch um Knöpfe. Nicht ein einziges aristokratisches Frauenkleid der Barock- oder Rokokozeit läßt einen Knopf sehen, und einzig die kurzen Jacken der bürgerlichen Tracht, welche die aristokratischen Damen zum Reiten und Jagen auch trugen, zeigen Knöpfe. Der Knopf galt damals als etwas Männliches, und wenn die Frauen keine Knöpfe trugen, so taten es die Männer um so mehr. An der Männerkleidung hat er sich denn auch prächtig entwickeln können.

In der ersten Zeit seiner europäischen Laufbahn behielt der Knopf die kugelige Gestalt, die er aus seiner Heimat mitgebracht hatte und

Knopftypen des 14. Jahrhunderts

war meist aus Metall. Aber sehr bald nahm das Kunsthandwerk sich seiner an und aus dem unscheinbaren Knecht wurde ein Grandseigneur. Es gab Knöpfe aus allen möglichen Stoffen, umwickelt und bestickt, mit einem Kern aus Holz. Es gab welche aus Horn, Elfenbein, Perlmutter, Koralle, Glas und Emaille, aus Kristall und edlen Steinen, aus Türkis, Lapislazuli, Karneol, Malachit, Opal, Jaspis, Achat, sogar aus bemaltem Porzellan und andere, die in der Art der Wedgwood-Plastiken gemacht wurden; es gab Knöpfe aus Perlmutter mit Einlagen von Stahl, Stein, Glas und Seide, und mit eingelegten Silhouetten von weißem Papier auf Tüll. Alle Metalle mußten natürlich herhalten: Zinn, Messing, Bronze, Silber und Gold mit Perlen und Diamanten besetzt. Es wurde geradezu ein Knopfkultus getrieben. Ein überwältigendes Beispiel dafür bietet August der Starke, dessen Knopfgarnituren im Grünen Gewölbe zu Dresden aufbewahrt werden. Dieser prunkliebende Mann trug folgende für Rock und Weste immer übereinstimmende Garnituren: eine Saphir-, eine Rubin- und eine Topasgarnitur, welche je aus 48 Rock- und Westenknöpfen bestanden; die Diamanten-, Rosen- und die Brillantengarnitur aus je 30 Rock- und ebensoviel Westenknöpfen; die Smaragd- und die Karneolgarnitur

aus je 36 Rock- und Westenknöpfen; die Schildpattgarnitur — man staune! — aus 72 Rock- und 60 Westenknöpfen in verschiedener Größe und zweierlei Ausführung; sie ist durchwegs mit Brillanten besetzt und in Gold montiert. Man kann sich vorstellen, zu welcher Pracht und welchem Glanz die ohnehin schon reichen Fürstengewänder jener Zeit durch diesen Knopfaufwand gesteigert wurden.

Später, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wurde die Tracht der Männer und Frauen sehr viel sachlicher, und auch die Frauen begannen Knöpfe zu tragen. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts trugen sie überhaupt gern gelegentlich Männerkleider, was natürlich viel Anstoß erregte. Aber die weibliche Alltagstracht wurde davon beeinflußt und nahm hauptsächlich Elemente militärischer Natur auf, als da sind Kragen und Revers, Aermelaufschläge und eben Knöpfe. Diese waren damals sehr groß, verloren dann während der Empiremode an den Frauenkleidern an Bedeutung und kamen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts um so mehr wieder auf. Ein verärgerter Herr schrieb damals: «Es war erst als die Emanzipationsmanie im Ernste zum Durchbruch kam, daß die oppositionellen Evastöchter auch in dieser Hinsicht ihre Gleichberechtigung zeigen wollten, und dies taten sie auf eine so demonstrative Weise, daß niemand glauben konnte, es geschähe des Nutzens wegen. Im Sommer 1877 war es, als ob die Damen einen Anfall von Knopfmanie bekommen hätten. Sie übergossen ihre Trachten, besonders die Kleider und Oberstücke, mit Knöpfen, nicht dutzendweise, nein grosweise, nicht zum Nutzen, sondern zum Putzen! Es waren nicht Knöpfe, die geknöpft werden sollten, sie waren ohne Sinn und Verstand auf das Zeug genäht, einer dicht neben dem anderen, ja oftmals so nahe aneinander, daß ein jeder Knopf einen Teil des zunächst sitzenden bedeckte.»

Wann und wo genau der erste Knopf entstanden ist, konnte bis heute nicht festgestellt werden. Aber die Spur führt nach Zentralasien, und wie oben erwähnt, kam er durch Vermittlung der Türken nach Westeuropa. Chinesen, Mongolen und alle Völker der Türkenkleidung knöpfen heute noch mit dem Urknopf-Knötchen, das ein aus Schnur hergestelltes Knötchen ist, zu welchem kein Knopfloch, wohl aber eine Schnuröse gehört. Das Ganze entsteht, indem man rechtwinklig zur Stoffkante, die übergeknöpft werden soll, und ebenso auf die entsprechenden Stellen der Gegenseite, doppelt genommene Schnurenden näht: das eine bildet die Oese, aus dem anderen wird ein Knöpfchen gemacht. Diese aufgenähten Schnurenden sind zugleich Dekoration, stehen selten einzeln, meist in Gruppen von zweien oder dreien. Die Türken verschließen ihren Dolaman vom Halsloch bis zur Taille in dieser Weise und haben aus der ursprünglich zweckmäßigen Verschlußmethode ein ganzes System von Rangabzeichen für Beamte und Militär ausgebildet. Diese quer über die Brust verlaufenden Litzen und Tressen tragen außer den Türken viele Orientalen und Okzidentalen, zum Beispiel die Moskowiter, Tataren, Magyaren und Polen. Und in Venedig, das dem östlichen Einfluß immer besonders stark ausgesetzt war, trugen im sechzehnten Jahrhundert die Polizeiorgane die ganze türkische Tracht mit diesen Querlitzen. Sie waren in der westeuropäischen Welt des siebzehnten Jahrhunderts sehr beliebt. Unter Ludwig XIII. entstand die große Mode der Galons oder Brandebourgs, die man auf Aermeln und Aermelaufschlägen und vorn herunter trug, oft auch zur bloßen Dekoration. Man nannte sie in Frankreich Brandebourgs, weil der Kurfürst sie als erster in seiner Armee verwendet hatte; man sieht sie auf sämtlichen Husarenuniformen, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beliebte polnische Rock weist sie auf, und die Galons- und Knopflochlitzen der Livreen der Diener, Kutscher und Chauffeure waren und sind nichts anderes als ein Ueberbleibsel dieser einstigen modischen Herrlichkeit. Und was wir in den letzten Wintern auf unsere Kleider nähten, war die durch mehr als tausend Jahre hindurch entwickelte und bewährte zentralasiatische Verschlußmethode.

Den allerersten Knopf auf europäischem Boden, der zum Kleiderverschluß gedient hatte, fand man in einem bronzezeitlichen Hügelgrab Jütlands (zirka 1500 v. Chr.). Es war ein Doppelknopf, der das Gewandstück eines Mannes auf dem Rücken schloß. Dies war ein längliches Stück Wollstoff, dessen Breite von den Knien bis unter die Arme reichte, und dessen Stoffkanten vorn übereinander laufen. An den oberen Ecken hatte es bandartige Verlängerungen, von denen die eine über die linke Schulter, die andere unter dem rechten Arm hindurch ging, und auf dem Rücken wurden beide Streifen miteinander durch den Doppelknopf verbunden. Merkwürdigerweise ist der Knopf mit der bronzezeitlichen Tracht vom europäischen Boden vollständig verschwunden und erst im vierzehnten nachchristlichen Jahrhundert in oben beschriebener Weise wieder aufgetaucht. Die anderen Knochen- und Bronzeknöpfe aus dieser Zeit waren keine Kleiderverschlüsse, sondern größtenteils Riemenbeschläge für Pferdegeschirre usw., und die Mäntel und Jacken wurden im übrigen meistens mit Gewandnadeln verschlossen, die zum Teil das Prinzip unserer Sicherheitsnadeln vollkommen enthielten, oder sie wurden einfach geknüpft.

Ein vorläufig ungelöstes Rätsel ist der antike griechische Knopf. Er war auch nicht ein Knopf zum Knöpfen, sondern ein Zierknopf. Vielleicht war er auch überhaupt gar kein Knopf; denn er hatte kein Knopfloch und keine Oese als Gegenstück. Leider hat der Erdboden bisher nichts herausgegeben, was diesen Vielleicht- und Vielleichtnichtknopf erklären könnte. Man sieht ihn bloß auf sehr vielen Gewandstatuen griechischer und römischer Herkunft, auf Reliefs und Vasenbildern dargestellt, bei den Griechen immer auf weiblichen Gewändern und als Verschluß des Chitons auf Schultern und Armen, bei den Phrygiern Kleinasiens auch auf Aermeln von Männerkleidern, auf Tuniken und Hosen. Da, wo zwei Stoffkanten verbunden werden sollen, läuft eine Reihe von runden flachen Knöpfen, die zirka acht bis zehn Zentimeter auseinanderstehen, und von jedem Knopf aus bildet der Stoff drei kleine Falten. Wahrscheinlich wurden die Stoffkanten übereinandergenommen und ein linsenförmiges Scheibchen aus irgend einem Material daruntergeschoben und mit einem Faden eingebunden. Man brauchte das ja nicht jeden Tag zu wiederholen, denn die Gewänder waren geräumig genug, daß man auch sonst hineinschlüpfen konnte. Und sehr graziös sah es aus. Merkwürdig ist auch, daß kein einziger griechischer Schriftsteller mit einem Wort diesen Knopf erwähnt hat. Die Griechen kannten natürlich auch den asiatischen Knopf, der aber ein Knöpf-Knopf und etwas ganz anderes war. Jedoch kann der griechische Knopf ebensogut durch Anregung dieses asiatischen Knopfes entstanden sein, als aus dem Gedanken der Gewandnadel.

Es ist weiter nicht verwunderlich, daß man dem uns so unentbehrlich erscheinenden Knopf in Gestalt des Knopfmuseums in Prag einen Tempel erbaute. Aber da es sehr viele Knöpfe gibt, die nicht Kleiderverschlüsse sind, so ist es ein Museum geworden, einerseits für Knöpfe im allgemeinen, und andererseits auch für Kleiderverschlüsse, die nicht durch Knöpfe geschehen. Und wenn es viele Völker gibt, die ohne den Knopf sich zu helfen wissen, so ist er doch ein Ding von hohem Rang und hat bei Knopfvölkern unbestreitbar seine Wichtigkeit und seine historische Rolle.

H. G. Schoch.

Knöpfe aus dem 18. Jahrhundert

UNSER SCHICKSAL «DU»

Ein kleines Wörtchen: Du, wächst ins schicksalhaft Große als Ausdruck einer Weltanschauung, als Bekenntnis zur Zweisamkeit alles persönlichen Lebens und Erlebens, als Absage an die Einsamkeit des Ich.

Du bedeutet Zwiesprache, bedeutet Geben und Nehmen, setzt den Menschen voraus, der spricht und den, der angesprochen ist. Du ist Ausdruck der Weltanschauung der Gemeinschaft, die da sagt, daß der Mensch nicht allein sein könne, sondern in Gemeinschaft sein müsse, daß er erst in seiner Verbundenheit mit andern Menschen ganz Mensch, ganz Persönlichkeit werde.

Ganz Mensch erst in der Gemeinschaft: mit dem Geliebten erst wird die Liebe, mit dem Kind erst die Mutter, mit dem Freund erst der Freund. Unsere Sprache ist sinnlos, wenn sie nicht Zwiesprache sein kann, unser Denken unfruchtbar, wenn es nicht vom Ich zum Du gehen und vom Du zum Ich zurückkehren kann. Mensch sein heißt in Gemeinschaft sein, heißt Bezogenheit haben auf andere Menschen. Kein Mensch ist Einsiedler, ist ein Robinson seiner Natur nach, er wird es erst in seiner Bezogenheit auf die Gemeinschaft. Gemeinschaft ist ebenso Wirklichkeit wie die persönliche Existenz, ist begründet im Wesen der persönlichen Existenz, wird und stirbt mit dem Wesen der Persönlichkeit.

Darum ist jeder von uns in seinem Denken, Wollen und Handeln nicht nur seinem Ich verpflichtet, sondern auch dem Du. Es kann nichts geben, das für das Ich gut und gerecht wäre, wenn es nicht auch für die Gemeinschaft gut und gerecht ist. Die Gemeinschaft erhebt Anspruch auf ihr Existenzrecht wie das Ich auf das seine. Und es kann geschehen, daß die Gemeinschaft um ihrer Existenz willen die Selbsthingabe des Ich verlangen muß, und daß, dem Verstande unbegreiflich, die Persönlichkeit ihre höchste Vollendung erreicht in der freien Opferung des Ich für das Du.

Wie konnte es kommen, daß diese Weltanschauung des Du uns fremd geworden ist, so fremd, daß der moderne Mensch sie als Herausforderung, als einen Faustschlag ins Antlitz der Menschheitskultur des ganzen 19. Jahrhunderts, als eine Revolution gegenüber der geistigen und politischen Welt, die die heutige Verfassung unseres Bundes gestaltet hat, betrachten muß?

Wir kommen aus der Welt des Ich, sind Kinder und Erben dieser Welt. Einer Welt, von der Lenau klagen könnte, ihre Luft sei erfüllt von düstren Monologen, wo das Ich nur sich selber kennt, nur mit sich selber spricht, nur sich selber dient, sich selbst genügt und sich selbst erlöst. Wo dieses Ich nur um seiner selbst willen den Weg zum andern Ich findet, nur um seiner selbst willen Gesellschaften schafft und organisiert. Wo dieses Ich Gemeinschaft als unabdingbare Verpflichtung nicht kennt. Wo es den Inbegriff menschlicher Größe im überragenden Wachsen seiner selbst, im gemeinschaftsfeindlichen Uebermenschentum sieht, nicht in der Vervollkommnung der geheimnisvollen Synthese des Du, in der höchsten Vollendung der Persönlichkeit in der Größe der Gemeinschaft.

Stand nicht im Zentrum der gewaltigen geistigen, politischen und wirtschaftlichen Bewegung, die das vergangene Jahrhundert geformt hat, der Einzelne, das Individuum? War nicht das «Freie Bahn dem Tüchtigen!» die Parole dieses Jahrhunderts und das «Laissez faire — laissez aller!» der Passe-partout für diesen Tüchtigen? Galt nicht die Freiheit des Einzelnen als höchstes soziologisches Prinzip und als geistiges, ökonomisches und politisches Gesetz? Sah man nicht im freien Spiel der Kräfte die Voraussetzung und die Garantie für allen Fortschritt und für die Bildung einer dem Idealzustand am nächsten kommenden Ordnung des menschlichen Zusammenlebens? Ist nicht unsere Verfassung geradezu ein Kodex der Individualrechte des Bürgers, Ausdruck und getreues Bild jener Staatsauffassung, die auch in der besten Staatsform dem Einzelnen das Recht auf Revolution gewahrt wissen wollte, wie einer unserer Großen, der nachmalige Bundesrat Ludwig Forrer, noch 1891 festgestellt hat?

Wirklich: Das Ich war der Gott und der Teufel der Zeit, aus der wir kommen. Alles wurde ihm geopfert, alles nach ihm ausgerichtet. Was an Organisationen geschaffen wurde, war Zweckorganisation, nach den Interessen des Ich geschaffen, im Dienste des Ich und so lange verpflichtend, als das Ich eine Verpflichtung auf sich nehmen wollte. Sogar die Gemeinschaften der Familie und des Staates gerieten in Gefahr, dem Ich geopfert zu werden.

Wie viele Familiengemeinschaften fielen in den letzten Jahrzehnten dem Ich zum Opfer, weil es diesem immer leichter gemacht wurde, zu beweisen, daß eine Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft ihm nicht mehr zugemutet werden könne!

War nicht sogar unsere staatliche Gemeinschaft zum Zweckverband der Bürger degradiert worden, der seine Existenz gegenüber dem Ich zu rechtfertigen hatte dadurch, daß er sich für dieses als vorteilhafter erwies als ein anderer Staat? Sind wir nicht noch im September 1939 mit dem Bild des ichbezogenen Staates zum Grenzdienst eingerückt? Seien wir ehrlich: war es nicht ein Appell an das Ich, wenn wir uns wieder und wieder gesagt haben, daß jedes Opfer für den Staat zur Sicherung des Friedens noch gering sei gegenüber den Opfern, die der Krieg bringen müßte? Barg diese Einstellung nicht die Gefahr, dem Ich wohl jedes Opfer zuzumuten für die staatliche Gemeinschaft, weil und solange diese staatliche Gemeinschaft diesem Ich den Frieden sichert, weitere Opfer aber dieser staatlichen Gemeinschaft zu verweigern, sobald sie um ihrer selbst, ihrer Tradition und Ehre willen, dem Ich den vielleicht aussichtslosen Krieg, Niederlage, Hunger, Elend, Tod bringen muß? Für unser Volk wie für jedes andere gilt das Gesetz, daß die entscheidende Bewährung nicht im letzten Blutstropfen und nicht im letzten Stück Brot liegt, sondern im unbedingten, durch keine Vorbehalte eingeschränkten Ja-Sagen der Bürger zur staatlichen Gemeinschaft.

Die Herrschaft der Weltanschauung des Ich hat nicht nur jeder Gemeinschaft ihr Existenzrecht aus sich selbst abgesprochen, sie hat auch die Persönlichkeit verarmen und verkümmern lassen. Je höher das Podium wurde, das das Ich sich schuf, desto mehr entfernte sich dieses Ich aus der Mitte der bereichernden, befruchtenden Gemeinschaft, desto isolierter stand es in gemeinschaftsferner, kalter, unfruchtbarer Einsamkeit. Das ist die große Not der Zeit, an der unsere Seelen wie unsere Leiber kranken: die Not der Persönlichkeit in der Not der Gemeinschaft, die beide durch ein irrendes Jahrhundert dem Kult des Ich zum Opfer gebracht wurden.

Die Herrschaft der ichbezogenen Weltanschauung hat ganze Völker in ihre Ich zerbröckeln lassen. Sie fielen im ersten über sie kommenden Sturm auseinander. Andere suchten den Zerbröckelungsprozeß aufzuhalten durch Zusammenballung oder Bändigung der einzelnen Ich zu neuer Gemeinschaft oder durch innere Bindung des Ich an die Gemeinschaft. Neue Welten werden nicht in Monaten und Jahren. Wir Heutigen können das einstige Urteil der Geschichte nicht erkennen darüber, welche Gemeinschaft im 20. Jahrhundert sich bewähren wird: die durch zentrale Macht organisierte Gesellschaft, oder die Gemeinschaft des Du. Zwei Dinge nur wissen wir sicher: daß, nach dem Zusammenbruch der Welt des Ich, Gemeinschaft unser Schicksal sein wird, und daß für unsere so vielgestaltige Schweiz, unsern von unten nach oben gebauten und lebenden Staat, nur eine Gemeinschaft in Frage kommen kann: die lebendige, die Persönlichkeit in sich bergende, sie befruchtende und bereichernde Gemeinschaft des Du.

Ist es nicht eine herrliche Aufgabe, würdig der Hingabe unserer Besten und der Begeisterung unserer Jugend, inmitten der Arglist der Zeit solche Gemeinschaft unserem Volke und den Eidgenossen zu schenken, die nach uns das heilige, 650jährige Erbe hüten werden?

Dr. Karl Hackhofer, Bern.

TRÄUME UND RÄUSCHE

Von Bernhard Diebold

Mit den im Titel oben genannten Zuständen der holden Unverantwortlichkeit unserer Seele sei weder an die Freuden der Psychoanalyse noch an diejenigen des Alkohols erinnert, sondern wir denken schlechthin an jene Ekstasen, in die wir durch die Kunst geraten. Unsere Epoche ist so grenzenlos technisch geworden, daß sogar die Künstler über die Vision der wachen Träume und den schöpferischen Rausch der Phantasie zu lächeln wagen, um in rationeller Nüchternheit die «Sachlichkeit» der Musen als oberstes Prinzip zu rühmen — damit um aller Götter willen ja kein «Kitsch» und keine «Sentimentalität» die arme Seele mit inneren Gesichten zerträume und berausche. Oh, die Flucht vor dem «Kitsch» wird noch zur Flucht vor der Kunst! . . . Und da beten wir in unserer Not dann wieder zu den alten Göttern, die im «Außer-sich-sein» des Künstlers seinen wahren schöpferischen Zustand erblicken: an Apollo und Dionysos.

Es war Friedrich Nietzsche, der als ein dichterischer Philosoph die Welten dieser beiden Götter tief durchforscht und mit seelischen Barrieren abgegrenzt hat. In Apollos Reiche herrscht die Sonne, das Licht, der dichterische Wahrtraum, der Hellseher seiner inneren Bilder, die es zu «äußern» gilt. Im Raume des Dionysos-Bacchos aber tobt der dunkle Rausch des Blutes, vom Rebensaft des Gottes brausend aufgeregt zur Uebersteigerung der sinnlichen Erdenlust, die in des Künstlers Munde zur dynamisch wogenden Musik wird. Apoll träumt Dichtung, die alles Materielle in unserer Phantasie verklärt. Dionysos aber reißt uns mit seinem Tongebraus mitten in den Rausch der Leidenschaften. Haydns Musik und Goethes «Iphigenie» sind des Apoll, Richard Wagners Heroen sind des Dionysos . . . Wir lernten es wieder, als wir in den Zürcher Opernwochen Richard Straußens neueste Oper «Daphne» und Wagners «Tristan» hörten.

«Daphne» ist die Nymphe eines Lorbeerbaumes, ein Kind des Wassers und der Erde — ein Pflanzenwesen ohne Blut, das den Gott des keuschen Lichtes und der Träume liebt: Apoll. Aber nach Straußens Textdichters, Joseph Gregors, neuer Deutung verirrt sich dieser Olympier aus seinem ihm zustehenden Machtbereich des reinen Traums in den Rauschbezirk des sinnlichen Dionysos. Er will die Nymphe des Baumes mit seinem leidenschaftlichen Zauberkuß zum Menschen erwecken — schändet die Natur ihres vegetabilen Wesens und frevelt damit gegen seine eigene Apollinität. In tragischer Einsicht seiner selbstverschuldeten Götterdämmerung bereut er die Schändung und wünscht nun selber Daphnes Rückverwandlung in ihren Lorbeerbaum, den wir als szenisches Zauberstück auf der Bühne wachsen und entfalten sehen. Und Richard Strauß taucht all das Fabelhafte, das in diesem breitfließenden Einakter heranschwimmt, in die Magie seiner Instrumentalfarben, so daß wir nicht mehr nach der «Sachlichkeit» des Vorgangs, nur noch nach seiner Traumbedeutung fragen. Trotz der melodischen Lineatur liegt die Erfindung des alten Meisters mehr im Klang als im motivischen Einfall. Es wogt von Reminiszenzen früherer Werke, und wir hören oft den bald wagnernden, bald mozärtlichen Tonfall seiner «Ariadne auf Naxos» — die in manchem Sinne ein Pendant zu dieser neuesten «Daphne» darstellt. Denn wurde die Pflanzennymphe von der ihr unnatürlichen Menschwerdung erlöst, um wieder zur apollinischen Traumseele zu werden — so durfte Ariadnes leidvoll an Liebesschmerz hinsterbende Seele durch des Dionysos' Rauschgewalt des Blutes zu neuem Menschenglück erweckt werden... Man sieht's und erlebt's: die alten Götter leben noch. August Seider aus Leipzig sang einen herrlichen Apoll, frisch vom Olymp herab. Die gebürtige Griechin Christine Eftimiades verwandelte sich leicht in die griechische Nymphe. Ja, in der Oper erleben wir noch das «Außer-sich-sein» in Traum und Rausch.

*

Wagners «Tristan und Isolde» brauchen keine äußeren mythischen Götter. Sie erlösen sich selber. Ihr Gott ist in ihnen als eine furchtbare und zauberische Macht: die Liebe. Eine Liebe, die in alle Ewigkeit dauern möchte. Aber das Leben ist nicht ewig — nur der Tod. Doch der tödliche Gifttrank wird verwechselt mit dem Becher des Liebestrankes. Noch müssen sie leben im Rausch der Liebe. Aber weil die Wirklichkeit des grellen Tages ihnen die dauernde Vereinigung verwehrt, sehnen sie sich weiter nach der unendlichen Nacht, die sich im Liebestod ihnen auftun wird . . . Das ist der Mythos dieses gewaltigen Musikgedichts, das die innerlichste und effektloseste Innen-Handlung der ganzen Operngeschichte darstellt. Durch den Rausch der dionysischen Gewalten führt uns der geniale Seelenführer am Schluß zur apollinischen Vision des ewigen Ruhetraums. Germaine Lubin von der Pariser Oper verkörperte Wagners Seelengestalt mit der traumhaften Sicherheit einer in Kunst Verwandelten. Und Denzler, der Kapellmeister, brachte den Geist des Werkes zur kristallklaren Form . . . Die Zürcher Opernwochen wollten sich angesichts der schweren europäischen Depression nicht «Festspiele» nennen. Sie wurden es aber dennoch durch die Träume und Räusche der Genien Wagners, Straußens, Verdis und Debussys, dessen Märchen von «Pelleas und Melisande» zum leisen Klingen kam.

*

Nicht alle Kunst kommt aus Rausch und Traum. Wir wollen nicht nur «außer sich sein» im Sinne feiertäglicher Andacht. Das Schauspiel ergötzt uns bisweilen mit humoristischen Spiegelungen unserer eigenen Prosa, etwa in Bahrs unverwüstlichem «Konzert» oder in Oscar Wildes alle Vernünftigkeit zerspielendem «Bunbury». In solchen Stücken erholt sich der Schauspieler vom strengen Zwang der hohen Dichtung und darf viel ungehemmter sich selber spielen: ein Plastiker seines eigenen Naturstoffes. Und dann sprudelt die Bühne vor unbändigem Leben. Dankbare Spielaufgaben bieten auch die zwei neuen Volksstücke im Dialekt: Alfred Gehris: «Irgendwo in der Schweiz» und Walter Leschs: «Dienschtma Nr. 13». Das erstere ein fröhliches Soldatenstück, das ob des alkoholischen Konsums mehr dem Dionysos verpflichtet scheint, während die wegen spärlichen Fremdenverkehrs romantischer Träumerei verfallenen sieben Dienstmänner Leschs ganz offenbar dem Apollinischen entsprungen sind. Der alte Mimus ist los, in solchen lachenden Abenden. Die Schauspieler toben sich aus. Wenn die Muse fern ist, tanzen die Mäuse.

Auch Dichter klassischer Geltung sind gelegentlich von ihren Göttern verlassen — so daß ihr Werk des Rausches und des Traums entbehrt. Man tut dem großen Genius Shakespeare keinen Gefallen, wenn man seinen «Julius Cäsar» immer wieder einmal aus der Versenkung holt. «Bisweilen schläft auch der gute Homer», heißt es irgendwo. Und man ist es einem Großen aus Pietät schon schuldig, daß man nicht mit seinen minderen Werken die Geltung seiner höchsten Werte diskreditiert. Der «Cäsar» Shakespeares aber lebt nicht von seinem Dichterwert, sondern nur von der Berühmtheit seiner historischen Figuren: Cäsars, Brutus' und Marc Antonius. Wer von den dreien als die tragende Figur des Dramas zu gelten hat, war nie eindeutig festzustellen. Der als Tyrann bezeichnete große Julius tut in dem nach ihm benannten Drama weder etwas Gutes noch Böses von Format, so daß man seine Ermordung (auf Grund des Stückes, nicht der Geschichtsberichte!) unbegreiflich findet — zumal der republikanische Attentäter Brutus die Befreiungstat zugunsten eines Volkspöbels leistet, der mit seinen wechselnden Heilrufen — bald auf den Brutus, bald auf den toten Cäsar — die Freiheit gar nicht wert ist. Brutus stirbt denn auch mit dem schlechtesten Gewissen von der Welt, nachdem ihm der innere Kampf zwischen Cäsars Freundschaft und der mörderischen Politik nicht allzu schwer geworden ist — ein Seelenmangel, der auch von jeher keinen Darsteller dieses nüchternen Helden zur tragischen Entfaltung kommen ließ. So bleibt dies das einzig große, ja grandiose Spiel in dieser ungefügen Szenenreihe dem schlauen Fuchs von Marc Antonius vorbehalten, der als ein Schulbeispiel verruchter Demagogie den Pöbel um den Finger wickelt — um den Willen des Volkes zur Farce zu machen. Nach dieser schnöden Aufgabe benötigt ihn das Drama nicht mehr wesentlich. Das ganze Stück löst sich in Episoden auf. Und mit den Selbstmorden der führenden Republikaner siegt die Idee von Cäsars Geist mit veni, vidi, vici.

Muß man den Klassiker oft in Schutz nehmen gegen die willkürliche Prosa der Schauspieler, so hatte diesmal der Kritiker im Falle «Cäsar» die freundliche Gelegenheit, einmal die Schauspieler gegen das vage Spiel des Dichters zu verteidigen — der in seiner römischen Historie nicht mehr erkannt wird als der von Macbeths Blut Berauschte noch als der Poet seiner Sommernachtsträume. Dort ist er groß — in Apoll und in Dionysos.

Erlauben Sie mir, wenn ich als junger Mensch mit einer kleinen Anregung für das schöne «Du» an Sie gelange.

Selbsttäuschung, Bluff und Einbildung haben in unserem Leben immer mehr Eingang gefunden; es sind Erscheinungen, die wir bekämpfen müssen, denn wir selber sind am Ende die Betrogenen und haben darunter zu leiden. Ein Beispiel dafür ist doch wohl die Schminke der Frau. Niemals kann sich dieses «Gekünstelte», das unwahr ist, von einem ethischen oder ästhetischen Standpunkt aus rechtfertigen. Denn eine Aesthetik, welche die — von der Schöpfung — uns gegebenen, natürlichen Lebensbedingungen willkürlich abändern will, kann doch keine Daseinsberechtigung haben. So wie es ein Verbrechen an der Natur ist, wenn man z. B. Bäume zu Würfeln oder andern willkürlichen Formen zuschneidet, so ist es ebenfalls ein Vergehen an der Natur, wenn sich eine Frau schminkt. Wäre dies nicht eine Aufgabe für Ihr «Du», bei den Leserinnen und Lesern den Sinn für das natürlich Schöne (wieder) zu wecken und zu pflegen und dem Gekünstelten, dem Unwahren (der Schminke z. B. in Ihren Bildern im «Du») den Kampf anzusagen? Nur eine Aesthetik, die — wie alles menschliche Erkennen - - nach der Wahrheit strebt, hat ihre Berechtigung. Die praktische Aufgabe für das «Du» bestände natürlich nicht darin, nur die Schminke zu bekämpfen, sondern alles Falsche und Unwahre in unserem Leben. Gerade Ihr «Du» wäre so gut in der Lage, eine solche Aufgabe auf eine feine Art (eben in der Art, die dem «Du» eigen ist) zu lösen.

Freundlich grüßt Sie ein «Du»-Leser

J. K., Winterthur

Liebes «Du», es soll noch einmal jemand sagen, Du seist teuer, «Du» sei teuer: Hodler, Surbek, Kirchner, Giacometti, Zelger farbig: Jedes einzelne Blatt könnte Fr. 2.50 kosten und kostet es sonst auch. Dabei sind diese Künstlerreproduktionen nur ein Teil des Heftes. Ich begreife gar nicht (wenn ich an die Unkosten farbig illustrierter Kunstbücher denke), wie Du es machen kannst!

Dr. W. Ü., Basel

Da Sie für Anregungen so empfänglich sind, so geht hier eine prompt an Sie. In Form eines Gedichtes. Das Gedicht ist noch etwas potpourrihaft, es fehlt ihm noch etwas am Laden. Wenn Sie es nicht brauchen können, nehmen Sie es als mißglückte Widmung.

VARIATIONEN IN DU-DI I.

Du, bald ehrlich, bald Theater
In dem Leben buntgescheckt
Du, sagst du's zu deinem Vater,
Hat es hoffentlich Respekt.

Zieht es dich zu einer Schönen,
Tönt es erst noch höflich: Sie
Zärtlich darf dein Du dann tönen
Dieses erste Du vergißt du nie

Du! Spürst du grad deine Rippen.
Ist das keine liebliche Begleitung
Dröhnt das Du von deines Nächsten Lippen,
Heißt das: «Lang ist deine Leitung!»

Du, ein Wort, das aus den Fernen
Erster Menschensprache stammt.
Du, mußt du es wohl erst sagen lernen.
Weil es dich, wie du es sagst, verdammt?

Du: du betetest in Kindheitstagen.
Durch das Fenster strahlt die Sternenwelt.
Hast du es verlernt, so Du zu sagen,
Hast du um das Beste dich geprellt.

Du: Ventil von all dem viel zu vielen.
Das sich wieder in dir angestaut.
Du: ein Druck der Hände voller Schwielen
Und ein Blick ins Auge, der vertraut.

M. W., Zürich

Saccharin *garantiert unschädlich*

Weisse Cartons 100 Tabletten 20 Cts. = **Süsskraft 1½ Pfund Zucker**
Gelbe Döschen 300 Tabletten 65 Cts. = **Süsskraft 4½ Pfund Zucker**

neu **HERMESETAS** Saccharin ohne Beigeschmack
Blaue Döschen 500 Tabletten Fr. 1.25 = **Süsskraft 7½ Pfund Zucker**

In Lebensmittelgeschäften, Drogerien und Apotheken
Schweizer Produkt
A.G. -HERMES- Zürich

Ein sinnvolles, phantasiereiches Märchen für Kinder von 6-12 Jahren

Der Zauberer von Oz VON FRANK BAUM

Mit mehrfarbigem Schutzumschlag und 12 ganzseitigen Illustrationen aus dem gleichnamigen Film. — Aus dem Amerikanischen übersetzt von Ursula von Wiese. — Ganzleinen Fr. 7.50.

Es steckt schon ein unglaubliches Quantum von Phantasie, märchenhaften Geschehens und auch von großer Lebendigkeit in der Geschichte vom Dorli und seinen wunderbaren Erlebnissen. Von einem Wirbelsturm entführt — es ist ein amerikanisches Märchen —, wird Dorli mitten in einer Welt von Feen und merkwürdigen Fabelwesen niedergesetzt. Es hat keinen größeren Wunsch, als den, möglichst bald wieder zu Onkel und Tante zurückzukehren, doch sind ihm vorerst eine Reihe von seltsamen Abenteuern in diesem Zauberreich beschieden, die sich schließlich alle zum Guten wenden ... Wenn «Der Zauberer von Oz» bei den amerikanischen Kindern schon lange beliebt geworden ist, so können sich dank der Uebertragung ins Deutsche von Ursula von Wiese nun auch die Schweizer Buben und Mädchen an dem humorvollen und gleichzeitig recht sinnvollen Märchen begeistern. (Tages-Anzeiger, Zürich)

Dieses Buch ist durch jede Buchhandlung zu beziehen. **MORGARTEN-VERLAG AG / ZÜRICH**

Keine Enttäuschung mit

Frigidaire

Seit über 30 Jahren zuverlässig — präzis — wirtschaftlich — —
Kurzum:
Die Kühlanlage mit der langen Lebensdauer

MD

Vertreter in allen größeren Orten

LAUSANNE-PALACE

BAR
GRILL-ROOM
ouvert après les spectacles

Rasofix

ASPASIA A.-G. WINTERTHUR

Darf ich zu der ersten Nummer noch eine kritische Bemerkung machen, die mir aus prinzipiellen Gründen am Herzen liegt? Es steht dort neben der Aufnahme eines Waldes der Satz: «. . . Die bestehenden Forstgesetze stehen dem im Wege, und die Forstleute lieben den Wald und wollen ihn nicht preisgeben, aber wir müssen viel Gewohntes opfern, um das Höchste zu retten: das freie Vaterland.»

Dieser Satz erweckt den Eindruck, als ob die Forstleute aus einer engherzigen Einstellung heraus sich dem Gesamtwohle der Eidgenossenschaft nicht unterordnen wollten. Im Gegenteil dringen sie aber auf die Erhaltung unserer Waldbestände, weil sie erkannt haben, daß der Wald eine große Aufgabe im Zusammenspiel der klimatischen Faktoren eines Landes zu erfüllen hat, und dadurch die Fruchtbarkeit desselben auf lange Sicht mitentscheidend beeinflußt. Der Mensch mit seiner oft kurzsichtigen und rationellen Einstellung macht leicht den Fehler, daß er nur eine Seite eines komplizierten Problems sieht, und er schädigt durch sein gutgemeintes Handeln sein Land oft auf Generationen hinaus. Die Probleme, die uns die Natur stellt, sind aber nie einfach, weil sie auf dem harmonischen Zusammenspiel aller Teile letztlich beruhen. Es scheint mir dies ein sehr wesentliches und unerschöpfliches Thema zu sein. *G. K., Reinach (Basel)*

Ihre Rubrik «Dankend erhalten», die ich übrigens ausgezeichnet finde, indem Sie durch sie ein direktes Verhältnis zwischen Leserschaft und Redaktion schaffen, ermuntert mich, zu Ihrer Zeitschrift Stellung zu beziehen:

Ihre Zeitschrift hält, was das erste Heft versprochen, ja noch mehr, sie ist von Heft zu Heft besser geworden. Ihr Inhalt ist vielseitig, und Sie haben es verstanden, sich einen hervorragenden Mitarbeiterstab zu sichern. Sie haben den Mut, auf billige Popularität zu verzichten, ohne deswegen in eine sterile Geistigkeit zu verfallen.

Drucktechnisch ist die «Du» von hervorragender Qualität, dieses Urteil darf ich mir als Fachmann erlauben. Die Auswahl der Bilder und Photos zeugt von gutem Geschmack, auch das «Nichtalltägliche» ihrer Bilder freut mich jedesmal.

Besonderes Lob aber verdient die Zeitschrift «Du» dafür, daß sie einem weiten Leserkreis die Bekanntschaft des Romans von Albert Jakob Welti «Wenn Puritaner jung sind» vermittelte, den ich als den besten Schweizer Roman der letzten Jahre ansehe. Der Autor hat den Mut, zu sagen was er denkt und er denkt wirklich. Seine Personen sind lebende Menschen, nicht literarisch erdachte Schemen, die vor Edelmut oder Niedertracht strotzen. Ich bedaure, daß man aus redaktionellen Gründen, die ich verstehe, verschiedene Kapitel auslassen mußte, ich hoffe aber, daß er vollständig in Buchform später erhältlich sein wird.

Indem ich Ihnen weiter Glück und Fortbestand wünsche, begrüße ich Sie, der ich auch immer schon ein Freund Ihrer ZI war. *E. B., Biel*

Wer will keine Kinder? Sie werden mir nicht recht geben, wenn ich Ihnen sage — aus bitterer Erfahrung sage: die Frau. Damit werfe ich keinen Stein auf sie, die so erzogen und systematisch erhalten wird. Weil aber jede wirkliche Erneuerung nur vom Herzen aus kommen kann, muß ich sie in dieser Beziehung vor allem von der Frauenseele her erwarten, die in einen Streik gegen die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft treten müßte; aber dazu ist sie zu schwach, zu sehr an die Macht der Gewohnheit gebunden, deren Ueberwindung männliches Privileg ist. Das Gesetz der Trägheit wirkt bereits auf der Schulbank in entgegengesetzter Richtung. Darf ich es als enttäuschter und heute fast überflüssiger Erzieher aussprechen: Wir haben gar keine Mädchenerziehung — trotz aller Berufsschulen — wir bilden keine Mütter heran, lassen keine nur «Gattin-Mutter-Magd» im Pestalozzi-Sinne heranreifen, weil sie unsere «Wirtschaft» nicht braucht. Letztere will Lohnarbeiterinnen, Sekretärinnen, Dirnen . . .

Leider kann ich heute auch nichts Besseres tun, als warten und über Mädchenerziehung schreiben, wohl wissend, daß ich damit fast nichts getan habe. Denn ich weiß wohl: Wir müssen auf «Nidwaldner Schrekkenstage» warten, um fröhlich wirken zu dürfen.

Verzeihen Sie mir diesen akuten Ausfall — ich grolle nicht — es ist mein ruhiger Ernst.

Mit bestem Gruß Ihr ferner *M. Sch., Zürich*

Ihre Zeitschrift ist (und das ist ihr Hauptfehler) zu teuer. Sie ist mir außerdem zu groß im Format; man kann sie ja nicht in den Händen halten, ohne innerhalb von 5 Minuten müde zu werden! Und nun zum Inhalt. Da muß ich sagen: er ist mir zu vielseitig, der reinste zoologische oder (wenn Sie lieber wollen) botanische Garten. Man scheint nach der Maxime des Theaterdirektors im Faust zu verfahren: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Mir scheint indessen, dabei kommt keiner ganz auf seine Rechnung. Und das möchte man doch, wenn man in diesen teuren Zeiten so viel Geld ausgibt. Ich habe immerhin nur zwei Nummern gesehen, aber auch die Mainummer hat mich nur teilweise befriedigt. In der Mainummer gefällt mir am besten Jungs Aufsatz über das einfache Leben; ich finde ihn ausgezeichnet, ungesucht, schlicht in der Form, skeptisch und lebenswahr. *E. Sch., Lengnau b. Biel*

Ich muß schon sagen, daß die in Nr. 4 der Monatsschrift «Du» enthaltene Abhandlung über den «Gilberte de Courgenay»-Film mir persönlich wenig Freude bereitet. Auf die verschiedenen Anrempelungen möchte ich verzichten näher einzutreten, nur was das «Saubere» anbelangt, von dem im letzten Absatz auf Seite 48 die Rede ist, möchte ich lediglich erwähnen, daß andere hervorgehoben haben, daß dieser Film eine saubere Handlung darstelle. Selbstverständlich soll der Film eine Aufbau-Etappe bilden zu noch besseren Werken, aber mit dem zweiten Schriftsteller kann ich durchaus nicht einig gehen, wenn er schreibt, ob es einen Sinn hat, daß wir heute in der Schweiz Filme drehen, die man in jeder internationalen Filmfabrik besser machen könnte. Dem gegenüber muß einfach behauptet werden, ein Schweizer Film kann nur in der Schweiz richtig gedreht werden. Im übrigen, wer Frau Schneider-Montavon persönlich kennt, weiß, daß ihre Rolle als erste Fürsorgerin unserer Armee sich nicht darauf beschränkt hat, warmen Tee einzuschenken, denn sie hat hauptsächlich viel dazu beigetragen, durch ihren natürlichen Humor den Koller bei unseren Wehrmännern zu bekämpfen. Hievon wäre auch etwas bei einigem aufmerksamen Verfolgen der Filmszenen zu merken gewesen.

Ueberhaupt zeugen diese «Anmerkungen» nicht gerade von einer hohen Gesinnung, und ich glaube nicht, daß man unserer verhältnismäßig jungen Filmindustrie auf diese Weise zum Erfolg verhelfen wird.

J. Pf., Bern

Liebe «Du»

Im März-Röckchen gefielst Du mir, im April-, Mai und Juni-Kleid ebenfalls, und zwar jedesmal ein bißchen besser. Jetzt mache ich mir schon richtiggehende Sorgen um Dich.

Ich frage mich: Ist Deine Konstitution kräftig genug, um lebensfähig zu sein? Es täte mir wirklich leid, wenn Du eingehen müßtest. Du stellst Ansprüche an unsere Börse. Du bist es allerdings auch wert. Trotzdem!

Ich bin Fabrikler. Es ist mir möglich, Dich zu erwerben, weil ich immer noch zu der Sorte gehöre, die den Untergang der Schweiz bedeuten, nämlich: die Ledigen.

Ich bedaure nur, daß Du Deines Preises wegen in Arbeiterkreisen keinen Eingang finden kannst. Gibt es keine Möglichkeit, diesem Uebel abzuhelfen? Wie wäre es, wenn pro ausländisches Druckerzeugnis (Zeitung, Zeitschrift, Buch), das seinen Weg zu uns findet, 5 Rp. Taxe erhoben, dieser Betrag dann zur Verbilligung wertvoller inländischer Schriften benützt würde? Ich gönnte Dir einen guten Teil der auf diese Weise zusammengebrachten Summe. Zu machen ist doch so etwas? Ausländische Zeitungen haben ja die Möglichkeit, uns immer und immer wieder zu besuchen, also ist es doch nur billig, wenn sie einmal ein kleines Präsent mitbringen. Uebrigens müßten sich ja «Tempo», «Signal», usw. direkt darauf freuen, so einmal ihre Dankbarkeit zu beweisen. Was meinst Du dazu?

Auf Wiedersehen, anfangs nächsten Monat, am Kiosk!

Es grüßt Dich *R. W., Winterthur*

Nachdem nun schon das vierte Heft Ihrer neuen Zeitschrift «Du» herausgekommen ist, drängt es mich, Ihnen zu schreiben. Endlich haben wir nun in der Schweiz einmal eine Zeitschrift, die meinem Geschmack in hohem Maße entspricht. Seit dem Eingehen der «Die Schweiz» war dies nicht mehr der Fall. Namentlich in künstlerischer und literarischer Hinsicht ist die Zeitschrift erstklassig. Man sagt, die Zeitschrift «Du» sei teuer, aber zu dem, was sie an Bildern und Inhalt bietet, ist dies nicht der Fall. Die guten künstlerischen Abhandlungen haben es mir besonders angetan und so hoffe ich, daß im Laufe der Zeit noch recht viele unserer Schweizer Künstler — alte und neue — behandelt werden können. Auch die geschichtlichen Bildberichte aus vergangenen Tagen haben mich sehr gefreut. Eines möchte ich wünschen, daß Sie dem Künstler, von dem Sie jeweils das Titelbild bringen, vielleicht noch etwas mehr Text beigeben würden. Mit der Zeit hoffe ich auch, daß sich die Zeitschrift mehr nur auf das Literarische und Künstlerische beschränken wird. Für den Moment kann ich die Vielgestaltigkeit derselben begreifen; nicht begreifen aber kann ich die herbe Kritik, die an der Zeitschrift geübt worden ist. *J. H., Arenenberg*

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

In Max Pulvers Beitrag «Blick aus dem Fenster» im Juniheft unserer Zeitschrift, auf Seite 50, zweite Spalte, Zeile 17 von oben hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Der Satz soll heißen: «Ich kann fremde Innenwelten übernehmen durch jenen unbekannten und geheimnisvollen Vorgang, den man Einsfühlung (nicht Einfühlung!) nennt.

INSTITUT LÉMANIA

LAUSANNE / Chemin de Mornex

SPEZIELLE FRANZÖSISCHKURSE

für Schüler deutscher Sprache

In Verbindung mit den Sprechkursen des Konservatoriums Lausanne

INTERNAT UND EXTERNAT

Vorteilhafte Wochen-Pauschalpreise
Auch Handels- und Maturitätsprüfungen

Verlangen Sie heute noch Prospekte

INSTITUT FLORIMONT

PETIT-LANCY (Genf)

Eidg. und französische Maturität

Spezial-Kurse für Ausländer

Kaufmännische Kurse

Jeder Sport

Prospekte auf Verlangen

Kurs-Beginn: 18. Sept. 1941

Weshalb teurer?

Viele Uhren sind sich äusserlich gleich, aber welch riesiger Unterschied im Werk — in der Qualität.

Sie sollten den

Frigidaire

einmal von innen sehen!

MD

Vertreter in allen größeren Orten

Visage toujours frais

...Veillez à ce que votre visage ne porte jamais trace de fatigue! La crème MALACÉINE conserve l'éclat de la jeunesse parce qu'elle pénètre dans l'épiderme, qu'elle régénère et tonifie tout en favorisant la formation de cellules sous-cutanées souples et vigoureuses. — Faites usage de crème MALACÉINE... et jamais votre visage ne sera marqué de fatigue!

MALACÉINE

Crème Poudre Savon

Pour peaux normales et peaux sèches: étiquette bleue
Pour le traitement des peaux grasses: étiquette rose

MENSCH UND KOSMOS

Ein Zwiegespräch

III.

«Sie versprachen mir neulich, Ihre Einstellung zur Astrologie zu verraten. Ich brenne darauf. Doch, das müssen Sie wissen. Ich bin ein ausgesprochener Gegner von allen diesen Dingen.»

«Das verstehe ich vollständig. Jedem denkenden Menschen gibt dieses Problem zu schaffen. Fast jeder hat seine eigene Auffassung. Man betrachtet Astrologie entweder als Betrug und Selbsttäuschung, oder aber man schwört auf sie. Die Wahrheit liegt jedoch — wie meistens — ziemlich genau in der Mitte.»

«Dann, bitte sehr!»

«Die geschichtlichen Quellen sind Ihnen ja bekannt. Astrologie war schon lange vor unserer Zeitrechnung. Im alten chinesischen Reich war sie sogar Staatsreligion, und der Astrolog war Staatsbeamter. Hatte er sich in seinen Voraussagungen aber einmal fahrlässig geirrt, mußte er es mit seinem Leben büßen. Ueber Babylonien und Rom kam Astrologie alsdann auch nach Europa.»

«Ganz richtig. Diese babylonische Mythologie hat dann auch unsere Köpfe verwirrt. Noch heute trifft den armen Kriegsgott Mars jede Schuld, wenn zwei sich zanken, und auch Venus muß ja für jede Schäferstunde die Verantwortung übernehmen. Bequem, nicht wahr?»

«Ich sehe, daß auch Sie den leicht verständlichen Fehler begehen, Astrologie nur als Ueberbleibsel mythologischer Begriffe der Antike anzusehen. Dabei ist gerade das Gegenteil richtig. Die Mythologie, also die Sternenanbetung, entstand ja nur auf dem Boden astrologischen Denkens damaliger Zeit. Weil eben die Astrologen behaupteten, Mars verursache die Kriege, wurde Mars eben zum Kriegsgott erhoben. In Wirklichkeit ist Astrologie also viel älter als Mythologie.»

«Meinetwegen. Aber die antike Mythologie ist überlebt. Wir sind entweder Christen oder Freidenker. Wie können sich heutzutage noch so viele Menschen überhaupt mit astrologischen Problemen befassen? Ich für meinen Teil sehe nur Dummheit oder Selbsttäuschung dahinter.»

«Sachte, sachte! Vergessen Sie bitte nicht, daß das astrologische System schon über fünftausend Jahre alt ist. Was als Erkenntnis so lange im Denken der Völker und Rassen wurzelte, kann nicht in wenigen Jahrhunderten weggewischt werden. Nur Besseres kann das Schlechtere verdrängen. Die Astrologie hat auch nichts mit Religion zu tun, sonst hätte sie dem christlichen Denken nicht so lange standgehalten. Erst der mit Kopernikus beginnende Umbruch unseres wissenschaftlichen Denkens hat der Astrologie einen — wenn auch nicht entscheidenden — Stoß versetzt.»

«Damit bestätigen Sie mir aber, daß nur ein wissenschaftlich nicht geschulter Mensch sich überhaupt noch mit solchen haltlosen Begriffen befaßt. Wer logisch denkt, muß Astrologie ablehnen.»

«Der Form, aber nicht dem Inhalt nach gewiß. Auf der einen Seite hat unsere Wissenschaft vieles widerlegt, was von den Astrologen geglaubt wurde. Man hat Astrologie — nicht mit Unrecht — als einen Irrtum menschlichen Denkens bezeichnet. Aber bei aller Hochachtung vor wissenschaftlichen Erkenntnissen kann doch nicht übersehen werden, daß gerade unsere Exaktwissenschaft auf Ergebnisse stößt, die fatalerweise eine starke Annäherung an den astrologischen Grundgedanken aufweisen.»

«Da bin ich wirklich gespannt. Sie sind doch nicht Romandichter?»

«Keineswegs. Aber beantworten Sie sich selbst die Frage, wohin es führt, wenn Experimente beweisen, daß sowohl Pflanzen als auch Tiere, die man von der kosmischen Strahlung abschirmt, rapide Wachstumsveränderungen zeigen? Haben Sie nicht neulich im

Radio selbst hören können, daß anläßlich der letzthin aufgetretenen Sonnenflecken überall die Sendungen empfindlich gestört wurden? Also spielt die kosmische Strahlung doch eine biologische Rolle, allerdings nur als Faktor, im stofflichen Leben.»

«Was hat diese Feststellung jedoch mit Astrologie zu tun?»

«Scheinbar gar nichts und doch sehr viel. Bald werden unsere Wissenschaftler feststellen, daß das gesamte stoffliche Leben viel feineren kosmischen Strahlungsanreizen unterliegt, als man bisher annahm. Dann braucht es nicht mehr lange, bis man chemische oder physikalische Abschirmmethoden gefunden hat. Was die antike Astrologie durch Jahrtausende behauptet hat, wird dann in anderer, faßlicherer Form, quasi als neugefundenes Wissen, jedem Schüler plausibel gemacht.»

«Zugegeben. Aber das ist dann keine Astrologie mehr. Das hat auch nichts mehr mit dem Schicksal des Menschen zu tun, das die Astrologen — auch die heutigen — aus den Sternen als etwas den Menschen Zwingendes ablesen wollen.»

«Hier gebe ich Ihnen durchaus recht. Die Vorbestimmung des sogenannten Schicksals aus den Sternen ist der eigentliche tragische Irrtum des ganzen astrologischen Systems überhaupt. Dagegen dürfte die Annahme eines bestehenden kosmischen Einflusses auf Stoff und Menschheit nicht von der Hand zu weisen sein.»

«Unsere Meinungen liegen — wie ich sehe — nicht mehr ganz soweit auseinander. Aber, warum befaßt man sich überhaupt noch mit dem Wesen der Astrologie, nachdem wir ihren Irrtum erkannt haben?»

«Das ist es eben. Ueber Fundamente, Prinzipien und Methoden läßt sich streiten. Das ist selbst beim Exaktwissenschaftlichen der Fall. Wer sich nicht selbst eingehend mit dem Wesen der Astrologie befaßt hat, kann unmöglich ihr Wesen, ihre Irrtümer und das Wahre an ihr objektiv beurteilen. Auch heute noch behaupten durchaus seriöse Astrologen einen Zusammenhang zwischen Kosmos und Mensch, ohne daß es sich dabei nur um Selbsttäuschung handeln dürfte. Aber die Erkennung des Schicksals wird astrologischerseits nicht mehr behauptet.»

«Hier vermag ich Ihnen nicht zu folgen. Entweder ist Astrologie widerlegt, demzufolge unzutreffend, oder sie besteht doch noch zu Recht. Einen Mittelweg sehe ich keinen.»

«Ich schon! Aber das Wertbeständige des astrologischen Gedankens ist längst nicht mehr Astrologie. Es grenzt schon mehr an unsere wissenschaftliche Denkungsart. Astrologie als Weltanschauung ist widerlegt, und zwar endgültig. Es gibt kein ‚in den Sternen' vorbestimmtes Schicksal. Demzufolge erübrigt sich auch eine diesbezügliche Voraussage.»

«Und?»

«Hingegen lebt die astrologische Grundidee in anderer Form weiter. Wir wissen, daß es, in Form der kosmischen Strahlung, eine ständige Anregung des Menschen durch den Kosmos wohl gibt. Dieser Anregung kommt aber nur eine biologische, richtig gesagt ‚kosmo-biologische' Bedeutung zu.»

«Das ist interessant. Was sagt jedoch die Wissenschaft dazu?»

«Sie bewertet den kosmo-biologischen Faktor ähnlich wie beispielsweise die Lehre der Vererbung, die allgemeine Biologie oder die Meteorologie. Sie will lediglich feststellen, in welchem Umfang, sowohl nach Quantität als auch nach Qualität, solche Anregungen wirksam sind.»

«Läßt sich heute schon Definitives sagen?»

«Abschließend kaum. Unser Wissen steckt noch zu sehr in Kinderschuhen. Aber schon das Wenige, über das wir Bescheid zu wissen glauben, ist interessant genug. Was hindert uns daran, auch den Menschen in den Brennpunkt kosmo-biologischer Forschung zu rücken? Von Fatalität und Schicksalszwang kann ohnedies keine Rede mehr sein. Alles Erforschte, Erkannte, dient doch nur dazu, den Menschen noch freier, noch bewußter zu gestalten.

Und schließlich eröffnet sich uns damit ein neuer Aspekt unseres weltanschaulichen Denkens, eine neue Verbundenheit ‚Kosmos-Mensch', die wir bejahen dürfen.»

«Allerdings. Im Vergleich zu diesen zeitgemäßen Erkenntnissen war die antike astrologische Auffassung dunkle Nacht . . .»

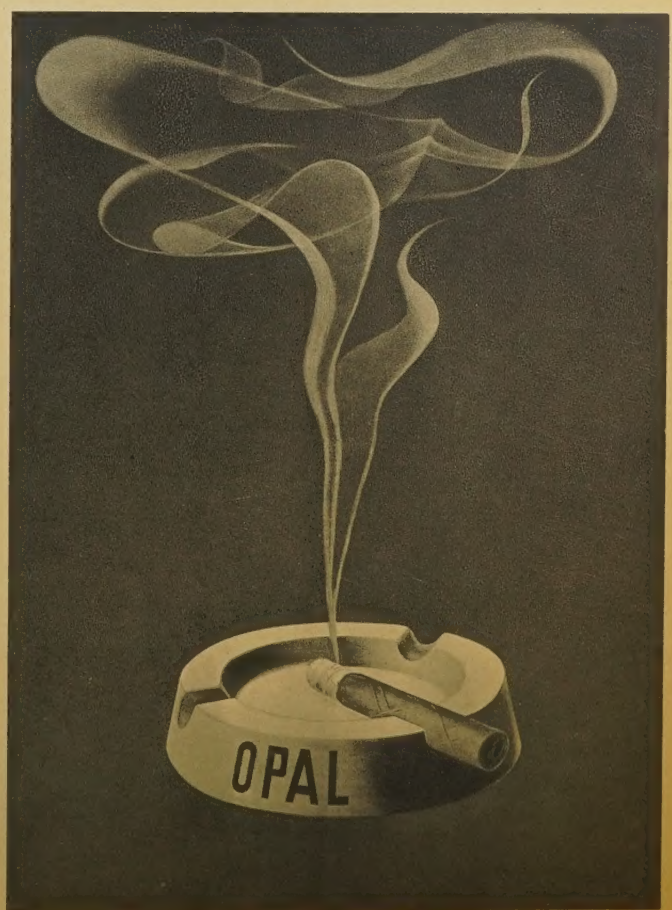
«Der ein Tag des Wissens folgen wird!» *H. Hz.*

„Das ist der beste Schutz für unsere Zähne

darum bringe ich Euch wieder eine Tube Kolynos, und zwar die große, die so unglaublich lange ausreicht."
Kolynos ist überhaupt die beste Zahnpasta und am billigsten im Gebrauch. Der Grund hierfür ist folgender: Sie brauchen nur halb soviel davon, denn sie ist zweimal so ausgiebig. Eine Spur auf trockener Bürste genügt. Kolynos reinigt und poliert die Zähne auf eine verblüffende Art. Es tötet die gefährlichen, fäulniserregenden Keime und verleiht den Zähnen herrlichen Glanz, ohne sie etwa anzugreifen.

Doetsch, Grether & Cie. A.G., Basel

KOLYNOS
die sparsame
ZAHNPASTA



Die Operation

Schwer stehen die Wolken über den Bergen um Lugano, die Alpen unterhalb des Tamaro sind reich mit fliegenden Wolkenschatten überspielt. Sonne und Schatten wechseln. Nordwind weht über den Gotthard her, klar liegt das Land im Auf und Ab der Wellen seiner Hügel. Ueber den kleinen Steinhütten, die, mit Steinplatten bedeckt, meist eintürig ohne Fenster gegen das Tal schauen, geht Rauch auf, die Minestra wird für den Mittag gekocht, Pilze gebraten oder Polenta gerichtet. Ueberall regt sich lebendiges Leben. Kinder spielen im Gras, Männer schreiten zum Stall, buttern im Faß, Frauen unterhalten sich vor den Hütten. Junge Mädchen mit zarten, schlanken Gliedern, kräftigen Beinen und rassigen Köpfen hüten das Vieh, tragen ihm Futter, weisen ihm Platz und Weg. Schweine grunzen am Trog, reiben sich an den Bäumen die Schwarte. Ferkel suchen die Zitzen der Mütter, die, wohlig sich sonnend, im Grase liegen. Kühe glotzen wiederkäuend, Ziegen meckern von großen Felsblöcken, springen über Geröllhalden, ihre kleinen Glocken bimmeln hier und dort eintönig, unterbrochen nur von den tieferen Tönen der Kuhglocken. Fliegen summen. Bäche silbern, leise plätschernd, kühle Brunnen fließen. Mittagläuten tönt aus den Kirchen der Dörfer im Tal. Ueberall klingen die schwebenden Klänge, harren einen Moment, verwehen, singen das Gebet der Schönheit diesem wunderbaren Land der paradiesischen Besinnung.

Und die Wolken fliegen von Nord gegen Süd, der Wind spielt in Birken und zaust wetterverwehte Kirsch- oder Nußbäume. Die lastende Hitze blieb im Tal zurück in den Wäldern dunkellaubiger Kastanien. Frisch weht der Wind.

Vor der Hütte des Pep sitze ich mit Giovannina, seiner schwarzhaarigen Tochter, die das Antlitz einer Madonna trägt und mit dunklen, samtweichen Augen zu den Wiesen sieht, wo ihre Hühner sich tummeln. Wir schwatzen, und kleine Alltäglichkeiten wecken Gelächter. Ein Truthahn kollert dazu, erbost über irgend ein Ding, das seine gute Laune störte, und ein großer Raubvogel kreist, rüttelt, schießt abwärts.

Wie schön und geruhsam sind diese heißen Sommertage auf den Monti von Torricella. Weit liegt das Tal, weit die dunstige Stadt, wie Spielzeug um Karfunkelstein, den blaugrünen Spiegel des Sees von Lugano. Und das Herz schlägt dieser erlösenden Stunde entzaubert und gelöst, nicht mehr verkrampft, nicht ängstlich die nächsten Schicksalsschläge erwartend in einer chaotischen Zeit.

Du wundervolles Vaterland, Heimat, unteilbare, freie! Hier schlägt dein Herzschlag, brennen dann am ersten Abend des August die Feuer knisternd auf, flattert das weiße Kreuz auf rotem Grund, wehen des Tessins blaurote Farben, klingen die Lieder unwandelbarer Liebe zur Heimat, hier gilt der Schwur der Eidgenossenschaft stärker noch als je, ein einig Land zu sein, zu helfen einander in Not, frei zu bleiben in alle Zukunft wie die Väter waren und wo die Enkel frei leben und frei sterben sollen. Die Ruhe der Berge! Tief im innersten Gefühl jeder Empfindung liegt ein Bewußtsein des Glücks. Das Erwachen des Morgens bedeutet Freude, Freude der Abend, Freude jede springende Sekunde. Wie mögen Kriege zerstören, wie mögen Menschen sich morden, wenn Gott solche friedsame Ruhe schenkt in unbegreiflicher Verschwendung, wenn eine Schöpfung aufbaut und das «Liebet untereinander» tönen läßt von Glocke zu Glocke über Dorf und Dorf. Die Mittagsstunde schwebt wie eine Erfüllung.

Plötzlich springt ein weißer Hund, in ein Gehege, zwei gezäunte Matten weiter, eindringend, ein geperltes Huhn an, überfällt es mit wütendem Biß. Giovannina schaut auf, sieht Hund und Huhn, einen Moment nur, springt blitzartig auf, läuft mit nackten Füßen und flatterndem Rock, aller Hindernisse nichtachtend, über Wiesen und Pfahlspitzen der grenzenden Zäune, ist über dem Hund, der das Huhn riß, entreißt ihm das Huhn, dem großen Hund, der jaulend unter dem Fußtritt beiseitefliegt, nimmt behutsam das Huhn auf ihre Arme, kommt langsam wieder zurück, als ob nichts passiert wäre, zeigt mir das Tier. Die Augen sind geschlossen, der Bauch weit aufgerissen, daß die zuckenden Eingeweide sichtbar sind. Ich meine, daß es besser sei, das Huhn gleich abzutun, damit es wenigstens noch in der Pfanne seinen Zweck erfülle. Giovannina aber, immer das Huhn vorsichtig im Arm haltend, erwidert, daß dieses Huhn noch viele Eier zu legen habe, und sie gar nicht daran dächte, ihm den Garaus zu machen wegen einer so unbedeutenden Verwundung. Ich schüttle bedenklich den Kopf und zucke die Achseln, denn nach menschlichem Ermessen und Wissen war keine Hoffnung mehr auf Heilung des armen Tieres zu setzen. Giovannina aber geht bis zur Hütte, ruft mich zu sich, gibt mir das Tier, es zu halten. Immer zucken die armen Glieder, tonlos öffnet sich der Schnabel und schließt sich wieder. Nun kommt Giovannina wieder aus der Hütte heraus, lächelt und spottet meiner Unbeholfenheit, wie ich das Huhn vorsichtig halte, meint zur Bekräftigung noch einmal: Bestimmt muß es noch viele Eier legen! Dann setzt sie sich mit breiten Beinen auf die Bank, läßt sich das Tier reichen, nimmt es zwischen ihre Knie, sanft im Rock gebettet, beginnt die Operation. Zunächst wird eine Flasche mit Grappa geöffnet, ich fasse die Flasche, beide Hände des Mädels halten, fest zugreifend, die Wunde des armen Tierleibes weit offen, ich muß Grappa hineingießen, nur wenig, aber immerhin ein gutes Teil Grappa, daß man ihn ausschwenken kann, dann bewegt sie das Tier vorsichtig hin und her und dreht es um, damit der Grappa wieder herausfließe, klemmt die Kranke wieder zwischen ihre Beine, ergreift Nadel und schwarzen Faden, vernäht kunstgerecht, wie man Kleiderrisse vernäht, den offenen Leib. Dann ist die Naht vollendet. Nun zum Beschluß wird über die Naht wieder Grappa geschüttet und vorsichtig abgetupft, etwas Butter darüber gestrichen und behutsam nimmt Giovannina dann das operierte Huhn, setzt es in ein weich bereitetes Heunest und verdeckt den kleinen Verschlag mit einem Tuch. Sie lächelt und meint, daß die Patientin bald wieder wohlauf sein und Eier legen würde. Ich schaue in diese samtenen Mädchenaugen und ertrinke in dem spöttischen Lächeln wegen meines Unglaubens.

Wieder kreist die Pojana, wieder wehen die schweren Wolken vom Berg, flattern die Wolkenschatten hier und dort wie lebendige Geister. Tage vergingen. Eine Woche lief in die Vergangenheit, noch eine andere. Als ich nach vierzehn Tagen wieder zur Berghütte kam, Giovannina begrüßte, ließ mich ihre Hand nicht, führte mich in das kleine Gemach zum engen Verschlag. Dort saß das operierte Huhn mit hoch erhobenem Kopf, offenen Augen und legte ein Ei, zwei hatte es schon gelegt, erzählte die Freundin, ein anderer Ausgang wäre gar nicht anders möglich gewesen und außerdem unnatürlich, wenn das Huhn nicht weiter Eier gelegt hätte. So kompliziert seien die Dinge des Lebens gar nicht, und die Natur helfe sich selber. Als ich das Ei, warm noch, in meiner Hand hielt, dachte ich nach, wie wenig wir alle doch noch mit der Erde verbunden seien, wie sehr erdverbunden wir werden müssen, wie wir den Glauben wieder erhalten sollen zum ewigen Leben, das aus der Erde strömt und zu ihr geht, das wir wecken sollen und müssen mit unserer Hände Arbeit mehr noch als je. Das Wunder des Lebens, das große Wunder!

Noch weht der Gotthardwind, und ein silberner Mond steht am Abend, dunkel wölbt sich der sternige Himmel, und leise klingt ein Lied. Die Handorgel tönt auf und schwebt wie der silberne Mond zu Berg und ins Tal, dann erlöschen die letzten Feuer zur Nacht, und der Mond allein verdunkelt nicht, seine Lichtverschwendung in Täler und über den Schlaf der Dörfer gleiten lassend. Weitab liegen die Städte und das Leben der unruhigen Menschheit. Gott segnet die Erde. —

WA. v. Alvensleben.

Ziehung 9. August

Einzel-Los Fr. 5.—, Serie zu 10 Lose Fr. 50.—, mit einem sicheren Treffer und 10 weiteren Gewinnchancen, erhältlich bei allen mit dem Roten Kleeblatt-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen und Banken, sowie im Offiz. Lotteriebüro, Nüschelerstraße 45, Zürich, Telephon 37670. **Losbestellungen** (Losbetrag zuzüglich 40 Rp. Porto und 30 Rp. für die Ziehungsliste) **auf Postcheckkonto VIII 27600.**

INTERKANTONALE

Landes-Lotterie

für wohltätige und gemeinnützige Zwecke, Arbeitsbeschaffung und Soldatenfürsorge

Von Siegeln Zeichen und Marken

Rechtsbriefe und Urkunden erhielten früher kostbare Siegel zum Zeichen ihrer verpflichtenden Kraft und als Ausweis ihrer echten Herkunft. Mochte es sich um königliche Urkunden, um Dokumente aus Staatskanzleien oder um Meisterbriefe der Zünfte handeln, das Siegel gab ihnen erst den rechtsgültigen Wert. Es schützte auch vor Fälschungen. In der Form des Stempels führt das Siegel in allen Amtsbereichen ein gewichtiges Dasein. Daneben sind heute auch jene Zeichen zu Ansehen gekommen, die als Warenmarke den Hersteller erkennen lassen. Eine Ware unbekannten Ursprungs kann gut oder schlecht sein, ein Markenprodukt muß gut sein und muß gut bleiben. Das Bayer-Kreuz ist das Markenzeichen für die millionenfach bewährten Bayer-Arzneimittel.

BAYER